

LAND UND LEUTE IM BIOSPHÄRENRESERVAT SÜDOST-RÜGEN

Von Poken und Kollen



Biosphärenreservat
Südost-Rügen



Liebe Einwohnerinnen und Einwohner, sehr geehrte Gäste der Halbinsel Mönchgut

Die Halbinsel Mönchgut ist ein wesentlicher Bestandteil des in dieser Broschüre beschriebenen Biosphärenreservates Südost-Rügen. Zisterziensermönche des Klosters Eldena bei Greifswald haben ab Mitte des 13. Jahrhunderts die Halbinsel in Besitz genommen und eine Kulturlandschaft erschaffen. Auch nach der Säkularisierung im Jahre 1535 wurde dieses Werk in den nachfolgenden Jahrhunderten durch die Generationen der einheimischen „Poken“ bis zur Gegenwart fortgeführt.

Auf dem 1. Landschaftstag Mönchgut 1985 im Ostseebad Baabe unter dem Motto „Die Halbinsel Mönchgut – Situation und Perspektive einer Landschaft“ gab es zur Zeit der DDR erstmalige Bemühungen, diese einmalige, sensible Landschaft zu schützen. In den letzten Tagen der DDR erreichten Naturschützer, dass die Volkskammer im September 1990 u. a. das Gesetz zur Bildung des Biosphärenreservates Südost-Rügen verabschiedete. Das heute immer noch bestehende Akzeptanzproblem bei einem großen Teil der Einwohner der Halbinsel Mönchgut geht aus meiner Sicht auf den per Gesetz verordneten Naturschutz zurück.

Es ist Anliegen und Wunsch des Herausgebers, dass die Menschen unserer Region sich in ihrem Handeln und Wirken in den Beiträgen dieser Broschüre wiederfinden und für die Ideen und Ziele des Biosphärenreservates gewonnen werden können.

In meiner Funktion als Bürgermeister seit 1990 und Amtsvorsteher seit 1992 verfolge ich die Entwicklung dieses Großschutzgebietes sehr nahe und aufmerksam. Ich bin schon sehr erwartungsvoll, welche Wirkung diese Broschüre auf die Menschen unserer Region haben wird.

Den Urlaubsgästen unserer Halbinsel wünsche ich nicht nur eine interessante Lektüre, sondern darüber hinaus viel Freude beim Erleben der reizvollen und einzigartigen Landschaft, die zu den bedeutendsten Tourismusregionen der Insel Rügen gehört.

Dieter Mathis
Amtsvorsteher Amt Mönchgut-Granitz



Liebe Leser,

Sie werden jetzt, da Sie diese Broschüre aufgeschlagen haben, höchstwahrscheinlich an einem Ort im Biosphärenreservat Südost-Rügen verweilen. Die einzigartige Landschaft der ehemaligen Herrschaft Putbus und die nicht minder faszinierende auf Mönchgut ist jedes Jahr das Ziel vieler Tausender Urlauber. Hier, in und um die „weiße Stadt“ Putbus, erfreuen sich unsere Gäste an der Vielfalt einer planmäßig angelegten Kulturlandschaft. Diese Kulturlandschaft ist kein Museum, sie ist Heimat vieler Menschen und daher lebt sie.

Die hier versammelten Texte geben Ihnen einen Einblick in die Arbeit, die Wünsche und Zukunftsperspektiven von Menschen, die sich an unterschiedlicher Stelle in und für diese Landschaft engagieren.

Als die Putbusser Stadtverordnetenversammlung 1990 den Beschluss fasste, Teil des Biosphärenreservates zu werden, sah man das Schutzgebiet in erster Linie als ein Schutzschild für den Erhalt der Kulturlandschaft. Sechzehn Jahre und einige gemeinsame Projekte später ist es an der Zeit, die weitere Gestaltung dieser Kulturlandschaft stärker in den Mittelpunkt zu rücken. Das Biosphärenreservat kann und sollte dafür ein Instrument sein. In diesem Sinne verstehe ich diese Broschüre als eine Aufforderung, das Biosphärenreservat für die Gestaltung der eigenen Heimat zu nutzen.

Harald Burwitz
Bürgermeister der Stadt Putbus



- 4 Von Poken und Kollen**
Land und Leute im Biosphärenreservat Südost-Rügen – eine herbstliche Momentaufnahme.
- 8 Ein Schutzschild für die Landschaft**
Für den Bürgermeister von Putbus, Harald Burwitz, ist das Biosphärenreservat ein Plus für die Stadtentwicklung.
- 10 Mönche, Schweden, Fischer, Bauern**
Das Ostseebad Baabe hat eine konkurrenzfähige Infrastruktur, kulturell gibt es aber noch eine Menge zu tun.
- 16 Fünf Jahre sind keine Zeit für den Naturschutz**
Wenn der Bauer aus dem Vertragsnaturschutz aussteigt, war alles für die Katz, meint Karl-Walter Böttcher.
- 20 Welche Kulturlandschaft soll es denn sein?**
Das Biosphärenreservat sollte klar definieren, was es in der Landschaft will, meint Schäfer Joachim Westphal.
- 24 Fischer, Gastwirt und Strandkorbvermieter**
Von der Fischerei allein kann Roberto Brandt nicht leben.
- 28 Es kommt auf jeden Baum an**
In der Granitz versucht Förster Hinte Ökonomie und Ökologie zusammenzubringen.
- 32 Mission Naturschutz**
Ein Touristikunternehmen macht Naturschutz zum Ferienspaß.
- 36 Die Landschaft gehört uns**
Als Bürgermeister hat man die Verantwortung und das Recht, für die Landschaft zu wirken.
- 40 Im Auftrag der Gemeinden**
Arten- und Biotopschutz durch den Landschaftspflegeverband Ostrügen e.V.
- 45 Nicht ohne die Gemeinden**
Für die Leiterin des Amtes für das Biosphärenreservat Südost-Rügen gehören Land und Leute zusammen.
- 48 Mönchgut - ein „Paradies“ besonderer Art**
Pfarrer Olav Metz in Groß Zicker betreut drei Mönchguter Kirchgemeinden – und fühlt sich sehr zu Hause.
- 50 „Ich würde gerne mal eine Zeitreise machen“**
Für René Geyer sind die Gräberfelder auf Rügen ein ungeschliffenes Juwel.
- 54 Die Fischerei gehört an den Südstrand**
In der Gemeinde Göhren gab es 70 Fischer – heute landet keiner mehr seinen Fang an den Stränden ums Göhrener Höft an. Die Bürgermeisterin Carola Koos möchte dies ändern.

- 56 Spannung und Harmonie in der Landschaft**
Für Hans Dieter Knapp ist das Biosphärenreservat eine Herausforderung, die allein mit den fachlichen Mitteln des Naturschutzes nicht zu bewerkstelligen ist.
- 60 Von den Bädervillen direkt in die Natur**
Bürgermeister Reinhard Liedtke will die Gäste der Gemeinde Sellin in die Natur führen. Dafür müssen nicht nur die Wege einladender werden.
- 62 Für ihn liegt Arkadien in Dummertevitz**
Gregor Karst kam für einen Urlaub, verliebte sich in die Landschaft und blieb.
- 64 Natur und Kultur gehören zusammen**
Die Landschaftsgeschichte als Arbeitsfeld der Umweltbildung.
- 68 In der Abendsonne glänzt das Grauland bronzen**
Die Kurverwaltung in Gager kümmert sich um alles, was den Touristen angeht.
- 71 Acht Wochen Glück reichen nicht**
Der Bürgermeister von Zirkow möchte die Urlauber länger auf der Insel halten.
- 73 Die Deiche vor den Wiesen sind auch Kultur**
Die Bewirtschaftungsgesellschaft „Mönchgut“.
- 76 Schneller, höher, weiter statt nachhaltig**
Biosphärenreservate sind „Kümmerlandschaften“, die kaum jemand wirklich will – sagt Joachim Kleinke vom Kreisverband des Naturschutzbundes Deutschland.
- 80 Unter Obstbäumen**
Das Naturparadies Teutenberg.
- 84 Der schönste Rundwanderweg Deutschlands**
Auf den fünf Teilstrecken sieht man beinahe alles, was das Biosphärenreservat zu bieten hat.
- 87 Schüddelbux und Dunkelschatten**
Wenn die Volkskultur erstmal eingeschlafen ist, bekommt man sie nicht wieder belebt.
- 90 Ohne Landschaft geht es nicht**
Nach 15 Jahren Arbeit an der Infrastruktur ist Ruhe. Nun geht es in der Gemeinde Thiessow darum, die Landschaft so zu erhalten, wie sie ist.
- 92 Bewahren und Bewegen**
Dieser Maxime folgt Gottfried Biermann, Pfarrer im Ruhestand zu Vilmnitz.
- 96 Impressum**

Von Poken und Kollen

Land und Leute im Biosphärenreservat Südost-Rügen – eine herbstliche Momentaufnahme.

„Von Poken und Kollen“ – wer nicht von Rügen kommt, wird sich darunter wohl am ehesten seltene, unter Naturschutz stehende Pflanzen oder Tiere vorstellen. Dass die Broschüre, die Sie in der Hand halten, von einem Biosphärenreservat herausgegeben wird, mag diese Assoziation sogar bestärken. Immer noch gelten Biosphärenreservate als Institutionen, in denen vor allem der natürliche Lebensraum besonderer Arten geschützt werden soll. Aber diese Vorstellung führt in die Irre – sowohl was die Biosphärenreservate im Allgemeinen als auch, was die Poken und Kollen im Besonderen anbelangt.

Die Poken, das sind die Mönchguter. So wurden sie früher von denen genannt,

die nördlich des Mönchgrabens, auf dem stark bäuerlich geprägten Land der Herrschaft Putbus, lebten. Der vom Leben am Meer gezeichneten eigenständigen Kultur auf der Halbinsel Mönchgut stand man hier wohl etwas fremd gegenüber. Indem man die Nachbarn abwertend als Poken bezeichnete, setzte man sich von ihnen ab. Der Heringsfang spielte dort eine wichtige Rolle und das „Poken“ der Fische aus dem feinen Garn der Netze war ihre charakteristische Tätigkeit. Im Gegenzug riefen die Mönchguter ihre nördlichen Nachbarn abschätzig Kollen – was von „Keulen“ hergeleitet wurde, womit wohl die Dreschflegel gemeint waren. Ein nicht minder deutliches Zeichen dafür, wie die Bauern ihren Lebensunterhalt bestritten.

Heute redet kaum jemand mehr von Poken und Kollen. Uns schien es dennoch angemessen, diese kulturgeschichtliche Spur wieder aufzunehmen, um das Biosphärenreservat auf Südost-Rügen vorzustellen. Die Bezeichnungen, die die Menschen dieses Landstrichs einander früher gegeben haben, mögen nicht sehr liebevoll gewesen sein, aber sie haben eines für sich: Sie lenken den Blick darauf, was die Leute in und mit ihrem Land eigentlich tun; wovon sie leben, womit sie umgehen. Welche Namen würden wir uns heute geben, wenn wir diese Frage im Blick hätten?

Eine Antwort ist nicht so einfach zu haben. Die Leute verdienen ihren

Die Dynamik eines aktiven Kliffs, dessen Uferabbrüche auch Bäume mit sich reißen, offenbart eine seltene Schönheit. Dennoch: Die freie Entfaltung der Natur spielt in Biosphärenreservaten nur eine untergeordnete Rolle.



„... zog ich in Gedanken eine gerade Linie von Putbus über Cirkow nach Prora. Was jenseits derselben ostwärts liegt, ist das wahre Paradies von Rügen.“

Johann Jacob Grumbke, 1803

Lebensunterhalt hier wie anderswo auf vielfältige Weise. Nur manche prägen die Landschaft durch ihre Arbeit und machen verschiedene Ansprüche geltend – sie nutzen das Land, sie leben von seinem Boden, seinem Wasser oder seiner Schönheit. Außerdem gibt es jene, die in ihrer Landschaft Verantwortung wahrnehmen, die als Bürgermeister, Pfarrer oder Mitarbeiter von Verwaltungen Gestaltungsspielräume suchen, Interessen vertreten, Konflikte austragen. All diese Menschen werden sich nicht mehr in zwei landschaftliche Gruppen einteilen lassen.

Bei allem, was man heute in der Landschaft tut, wird man auf Menschen stoßen, die vorher da waren und dem



Auch die Reste der traditionellen Kulturlandschaft stehen in den Biosphärenreservaten nicht im Vordergrund. Sie sind vielmehr als ein mögliches Vorbild an Strukturreichtum zu sehen. Im Mittelpunkt steht die Herausforderung, der Landschaft eine neue Kultur der Nachhaltigkeit zu geben. Wie sie aussehen wird, ist offen – strukturärmer sollte sie wohl nicht werden.

Land ihren Stempel aufgedrückt haben. Ob in der Herrschaft Putbus oder auf Mönchgut: Wo es Nutzen versprach, war das Land in Kultur genommen worden. Fischer und Bauern, Mönche und Fürsten sowie in den letzten 100 Jahren mehr und mehr die Hotel- und Pensionsbesitzer haben das Land in Nutzung genommen und Stück für Stück die Natur nach ihren Bedürfnissen und Vorstellungen gestaltet

– ein dynamischer Prozess, der im 18. und 19. Jahrhundert eine reich gegliederte Landschaft hervorgebracht hatte. Manch Reisender schilderte Südost-Rügen als das wahre Paradies. Dies hat auch damit zu tun, dass das naturräumliche Potential in bisher ungekannter Weise ausdifferenziert worden war. Feuchtwiesen, Magerrasen, Heiden und Hutungen hatten ihre größte Flächenausdehnung

Die Landschaft im Biosphärenreservat wird nach wie vor wesentlich von der konventionellen Landwirtschaft geprägt. Die Böden sind mäßig ertragreich und gehören zu den so genannten Grenzertragsstandorten. Wo liegt die Zukunft der Landwirtschaft?



und Mannigfaltigkeit erlangt, die Pflanzendecke erreichte ihr Maximum an Vielfalt.

Im 20. Jahrhundert wurde die Landnutzung wesentlich intensiviert. Mit dem Tourismus erhielt die Landschaft zudem eine neue Prägung und ihren heute wichtigsten Erwerbszweig. Die Eingriffe waren jedoch nicht so stark, dass sie den Charakter Südost-Rügens wesentlich veränderten.

Zum Erhalt der Ursprünglichkeit und Eigenart dieser Gegend trug auch der Naturschutz bei, dem es bis 1989 gelang, besonders wertvolle Flächen als Naturschutzgebiete auszuweisen. In der Zeit der politischen Wende lag es daher nahe, die Landschaft auch weiterhin in ihren charakteristischen Elementen zu erhalten. Südost-Rügen, soviel war klar, ist aber keine Wildnis. In idealer Weise findet man hier das, was man gemeinhin eine Kulturlandschaft nennt. Also wurde an-

stelle eines Nationalparks ein UNESCO-Biosphärenreservat eingerichtet.

Biosphärenreservate kommen jedoch wiederum mit einem lediglich schützenden, bewahrenden, konservierenden Ansatz allein nicht aus. Er ist dort angemessen, wo eine noch kaum von Menschen genutzte Natur, sich selbst überlassen, in einmaliger und durch nichts zu ersetzender Art und Weise den ursprünglichen Charakter des Landes offenbart oder dort, wo die kultivierende Hand einmalige Lebensräume geschaffen hat, deren Verlust der Landschaft ihr Gesicht nähme – in den eigens dafür ausgewiesenen Kern- und Pflegezonen. Biosphärenreservate sollen Modellregionen sein und für den behutsamen Ausgleich der häufig konkurrierenden Interessen von Umweltschutz und Wirtschaft sorgen. Mit der Anerkennung durch die UNESCO werden diese Gebiete Teil des Weltnetzes der Biosphärenreservate im UNESCO-Programm „Der Mensch und die Biosphäre“

(MAB). In dieser Konzeption spielt die Entwicklungsperspektive eine ebenso entscheidende Rolle wie die Erhaltung von Ökosystemen. Ein wirtschaftlicher Weg, der soziokulturell und ökologisch nachhaltig ist, soll in den Biosphärenreservaten gegangen werden. Die gerade deshalb so genannten Entwicklungszonen, die nicht umsonst die größte Fläche in der Modellregion einnehmen sollen, bieten hierfür den landschaftlichen Spielraum.

Aber was heißt das im konkreten Fall, am konkreten Ort? Wer legt eigentlich fest, was der Landschaft dient und was ihr schadet? Wer kann seine Ansprüche geltend machen, wer partizipiert an der Etablierung und Entwicklung dieser Modellregionen? Wenn Landschaft wirklich den Lebenszusammenhang von Land und Leuten, von Natur und Mensch bezeichnen soll, dann sind Biosphärenreservate an jedem Ort und in jeder Region völliges Neuland. Dann gibt es viele Sichtweisen, viele Möglichkeiten – und viele Gegensätze.

Von der Küstenfischerei allein können nur noch wenige Fischer leben. Die Befürchtung, die Fischerei könnte in naher Zukunft aus der Landschaft verschwinden, hört man vielerorts. Ist der vom Fremdenverkehrsverein des Ostseebades bezahlte Fischer eine Option, oder eher die Förderung der Regionalvermarktung von Fischprodukten?





Seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Tourismus „zu der Kuh, die hier die Milch gibt“, wie es ein Gesprächspartner ausdrückte. Er ist der Erwerbszweig, in dem die meisten Menschen beschäftigt sind. Wie sähe ein nachhaltiger Tourismus aus? Kann er die Landwirtschaft und die Fischerei in der Region fordern und fördern?

Denn niemand hat ein Monopol auf die Landschaft – und keiner weiß sicher, ob das, was man heute tut, auch morgen noch tragen wird. Dieses Neuland zu gestalten und der vorhandenen Kulturlandschaft neue Gesichtszüge zu geben, kann nicht die Arbeit einzelner sein, obgleich es des beispielgebenden Erfolgs einzelner Projekte bedarf. Gemeinsam mit den Leuten, die das Land kennen und nutzen, eine Perspektive für die Landschaft zu entwerfen und erste begehbare Wege aufzuzeigen, ist nicht nur ein notwendiger, sondern auch spannender und lehrreicher Prozess.

Anfang Oktober, wenn die ersten Stürme den Herbst ankündigen, wird es ruhiger auf Rügen, auch im Südosten der Insel. Die Tourismussaison neigt sich dem Ende. Die Felder sind umgebrochen, bald werden die Rinder und Schafe von den Wiesen getrieben. Eine gute Zeit, um mit den Leuten zu reden und sie nach ihrer Arbeit zu fragen, nach ihren Hoffnungen für die Landschaft und ihren Erwartungen an das Biosphärenreservat.

Gott, so eine Sage, stand kurz vor dem Feierabend seiner Schöpfungsarbeit auf

der Insel Bornholm und schaute zum Festland hinüber. Die Pommersche Küste erschien ihm noch zu kahl. Er nahm den Rest der Erde aus seiner Molle und warf sie hinüber. Das Bisschen fiel knapp eine Meile vor der Küste ins Wasser. Gott strich die Kanten glatt und Rügen war fertig. Die Sonne war fast untergegangen; daher kratzte er noch die Reste zusammen und warf sie hinterher. So entstanden die Halbinseln Wittow und Jasmund. Stellen Sie sich auf den Bakenberg bei Groß Zicker oder auf den Turm des Jagdschlusses in der Granitz und schauen sie bei klarer Sicht weit übers Land: Als Gott die letzten Reste Erde herüber warf, muss ein Teil davon tief im Südosten Rügens gelandet sein – und ein wechselvolles Ineinander von Wasser und Land, Hügeln und Niederungen war geschaffen, das seines Gleichen sucht.

In dieser Sage, die den menschlichen Anteil an der Genese des Rügener Südostens bescheiden ausblendet, drückt sich etwas aus, das alle eint, mit denen wir auf Südost-Rügen gesprochen haben: Die Liebe zur eigenen Landschaft. Über teilweise harte Konflikte hinweg haben die Menschen dieser Region eine intensive

Beziehung zu ihrem Land entwickelt – aus Generationen wählender Tradition oder auch Kraft ihres eigenen Lebensweges, der sie hierher führte. Was sie uns erzählt haben, offenbart einen großen Reichtum an Wissen und Erfahrung, an Verantwortungsgefühl, Witz und Leidenschaft. Wir danken allen Gesprächspartnern für ihre Bereitschaft, ihre Geduld und nicht zuletzt für ihre kostbare Zeit – denn die haben sich alle genommen.

Wir hoffen, dass auch Sie als Leser sich ein wenig Zeit nehmen können, um an diesem Reichtum teilzuhaben. Und allen, die sich für diese schöne Landschaft engagieren, wünschen wir eine glückliche Hand.

Lars Fischer und Kenneth Anders
Büro für Landschaftskommunikation

Ein Schutzschild für die Landschaft

Für den Bürgermeister von Putbus, Harald Burwitz, ist das Biosphärenreservat ein Plus für die Stadtentwicklung.

Mit dem Ausbau der kleinen Siedlung Putbus – deren slawischer Name „Pod boz“ unter oder hinter dem Busch bedeutet – zur Residenz des Fürsten Wilhelm Malte Anfang des 19. Jahrhunderts, hatte die Landschaft im Südosten Rügens ein neues wirtschaftliches und kulturelles Zentrum bekommen. Der runde Circus gibt hiervon ein beredtes Zeugnis. Die planvoll angelegten Alleen zu den umliegenden Gütern, zum Badehaus an der Goor, zum neuen Hafen in Lauterbach oder zum Jagdschloss in der Granitz, sie alle laufen auf ihn zu, erschließen der Stadt das Land und dem Land die Stadt.

Mit dem Badehaus an der Goor in Lauterbach begann 1817 der Tourismus im Südosten Rügens Fuß zu fassen.

Als 1990 die Grenzen für das zukünftige Biosphärenreservat Südost-Rügen festgelegt wurden, beschlossen die Stadtverordneten von Putbus, dass ihre „weiße Stadt“, wie sie auch genannt wird, ein Teil des Großschutzgebietes werden sollte. „Alle wollten ein Schutzschild für die Landschaft“, so Harald Burwitz. Sie sahen hier eine Chance, das klassizistische Stadtensemble samt Landschaftspark und die Lebensadern der alten Residenzstadt ins Umland wieder stärker als ein Ganzes pflegen und gestalten zu können.

Heute gehören 30 Ortsteile zu Putbus; Gutshöfe und Vorwerke, Bauern- und

Fischerdörfer, nicht zuletzt auch das Seebad Lauterbach und die Insel Vilm. „Allein die Unterhaltung des 75 Hektar großen Landschaftsparks ist eine Bürde für die Stadt“, da komme jede Hilfe vom Biosphärenreservat und jedes geförderte Projekt recht. Ob die Rekonstruktion des Dorfteiches in Nadelitz, die Sanierung von Gutshaus und Park Posewald, ob Alleebaumschutz oder die Anlage von Naturhecken – allein seien die Aufgaben vom städtischen Bauhof mit seinen fünf Mitarbeitern nicht zu schaffen, merkt der Bürgermeister an. Dabei sei die Kooperation keine Einbahnstraße zu Gunsten der Stadt, auch der Naturschutz profitiere.

Der Wreecher See ist von der Verlandung bedroht.

Die Stadt Putbus und das Amt für das Biosphärenreservat arbeiten daran, dies zu verhindern.





Ohne die Mitarbeit des Biosphärenreservates wäre die Renaturierung des Dorfteiches im Stadtteil Nadelitz kaum möglich gewesen.



Der Bürgermeister der „weißen Stadt“ Putbus, Harald Burwitz. Früher stand an dieser Stelle das Schloss derer zu Putbus.

In der alten Brauerei oder den Kellergewölben der Schlossterrassen zum Beispiel sind etliche Fledermausquartiere erhalten worden, die die Ranger des Biosphärenreservates für öffentliche Führungen nutzen.

„Das Biosphärenreservat mit im Boot zu haben, ist ein Plus für die Stadtentwicklung“, das steht für Harald Burwitz fest. Als Fernmeldetechniker hielt der gebürtige Putbuser einst für „Rügen Radio“ den Funkkontakt zu den Hochseeschiffen der DDR-Handelsflotte, später war er technischer Direktor des Putbuser Theaters und stand der Stadtverordnetenversammlung vor, bis er 2001 zum Stadtoberhaupt gewählt wurde.

Er sieht nicht nur auf den historischen Kern des fürstlichen Stadtensembles: „Vor allem für die Ortsteile im Umland ergeben sich aus der Zugehörigkeit zum Biosphärenreservat Vorteile. Wo kein Badetourismus mehr ist“, der sich schon lange von den stillen Boddengewässern an die bewegten Wellen der Außenküste verlagert hat, „ist es auch wirtschaftlich schwierig“. Die alte Bäderstraße durch die Granitz nach Binz, dessen Aufstieg zum

Ostseebad der Fürst zu Putbus förderte, wieder mit Leben zu füllen, wäre erstrebenswert. „Alle Orte Ostrügens sind Kinder von Putbus“, bemüht der Bürgermeister die Geschichte. „Eine Fusion mit Binz wäre ideal.“ Aber solange der Geist der alten Bäderstraße in Wandashorst an der Gemeindegrenze endet, bleibt das wohl ein Wunsch.

Umso wichtiger sind solche Projekte wie die Rügener Holzmesse, die seit sieben Jahren im Hafen von Lauterbach stattfindet. Gemeinsam mit dem Biosphärenreservat, dem staatlichen Forstamt und den entsprechenden Gewerken möchte man die regionale Holzverarbeitung fördern. Anders als die geschützten Wälder auf dem Vilm oder in der Goor böte der Stadtwald durchaus wirtschaftliche Perspektiven jenseits des Tourismus.

Gleichwohl will und kann Putbus auf das Fremdenverkehrsgeschäft nicht verzichten. Harald Burwitz setzt hier auf die Tradition der Residenzstadt, die eher gut betuchte Gäste anzog. Mit der Wiedereröffnung des restaurierten Badehauses an der Goor wäre ein wichtiger Schritt getan.

Auch die schwimmenden Ferienhäuser an der Pier im Jachthafen von Lauterbach sind einmalig. Was noch fehle, sei ein feines Hotel am Markt, gegenüber dem Theater. Bisher ist Wreechen, ein kleines Dorf am Rügensch Bodden, „der“ Hotelstandort. Den gilt es zu halten, was für die Stadt auch heißt, den Wreechen See vor der Verlandung und drohenden Austrocknung zu schützen. „Bebauungen behindern hier den Wasseraustausch zwischen See und Bodden, das muss verbessert werden“, so der Bürgermeister. Eine der Aufgaben für die Zukunft. Eine andere wäre, verschwundene Sichtachsen wieder zu öffnen und so den Gästen Blicke in die Landschaft zu eröffnen, wie sie zum Beispiel der Romantiker Caspar David Friedrich in seinen Bildern festgehalten hat. Mit der steinernen Bank bei Krakvitz, an jenem Ort, wo Friedrich ums Jahr 1810 gestanden haben könnte, um sein Bild „Landschaft mit Regenbogen“ zu skizzieren, sei auch hier ein Anfang gemacht.

Mönche, Schweden, Fischer, Bauern

Das Ostseebad Baabe hat eine konkurrenzfähige Infrastruktur, kulturell gibt es aber noch eine Menge zu tun.

„Mit dem Niveau der kommunalen und touristischen Infrastruktur von 1989/90 hätte das Ostseebad Baabe keine Chance gehabt, mit den Seebädern in der Nachbarschaft und in der Region in Konkurrenz zu treten.“ Bedingt durch die politische und wirtschaftliche Situation sei, so Bürgermeister Dieter Mathis, seit 1939, dem Beginn des 2. Weltkrieges, die Infrastruktur bis 1990 fast nur genutzt und kaum in sie investiert worden. Dies sei nicht den Verantwortlichen der Gemeinden anzulasten, denn sie hätten unter den gegebenen Umständen mit viel Ideenreichtum und Engagement für die Einwohner und Urlauber das Mögliche

erreicht. „Der Nachholbedarf ab der Wende war riesig. Mit der Einheit hat sich der Ort immens entwickelt.“

Bürgermeister Dieter Mathis ist vertraut mit der Geschichte des Ortes. Er ist selbst Teil von ihr. Vor den anrückenden sowjetischen Truppen flüchtete seine Familie im Januar 1945 aus einer Stadt in Zentralpolen wie viele andere Kriegsflüchtlinge nach Baabe, das binnen kurzem seine Einwohnerschaft verdoppelte. Aus Vorpommern, vorrangig aus Stettin, Hinterpommern, Westpreußen, Ostpreußen und auch aus dem Sudetenland kamen die Menschen auf die Halbinsel Mönchgut.

Für die Mönchguter, die über Jahrhunderte eine gesunde Skepsis gegenüber allem Fremden entwickelt haben und durch die rauen Lebensbedingungen geprägt worden sind, sei diese Zuwanderung eine Herausforderung gewesen. „Hier an der Küste gab es wenigstens genug Fisch, was von größter Bedeutung war für die unterernährten, an Vitaminmangel und Krankheiten leidenden Menschen, besonders die Kinder der Flüchtlinge.“ Für ihn als Flüchtlingskind war damals nichts selbstverständlich und so ist es bis heute geblieben. Mit der Zeit, so Mathis, hätten sich Freundschaften zwischen den Einheimischen und den Vertriebenen

Kein gewöhnliches Gotteshaus. Als Baabe zum Meer hin wuchs, erstarkte auch die Kirchgemeinde und baute im Ort wurde eine Kirche.



Sie galt als eine sozialistische Errungenschaft und die HO Gaststätte war als Tanzlokal beliebt. Heute steht die Hyperschale am Strand unter Denkmalschutz und wartet auf eine neue Nutzung.





„Wer am Meer leben will, muss im Sturm bestehen“ – für Bürgermeister und Amtsvorsteher Dieter Mathis schließt diese Zeile viel von dem ein, was die Mönchguter auszeichnet.

gebildet. Sie seien die Grundlage für die gelungene Integration – einer Erfolgsgeschichte, wie er meint.

Um einen Platz in der Landschaft zu finden und in Baabe, überhaupt auf Mönchgut heimisch zu werden, brauchte es Zeit, Arbeit, Engagement und vor allem ein Gespür für die Mentalität auf der Halbinsel. Für jene Flüchtlinge, die mit Nichts gekommen waren und hier eine neue Heimat fanden, seien besonders enge Bindungen an die Landschaft gewachsen, meint Dieter Mathis. Seine spätere Tätigkeit als technischer Leiter der Fischverarbeitung in Baabe und seine Mitarbeit in der Gemeindevertretung, wo er die CDU vertrat, werden das ihre dazu beigetragen haben.

Dass er die Baaber Bürger kannte, hat ihm dann einiges erleichtert, als er gemeinsam mit Gleichgesinnten und unterstützt von seiner Frau die Bürgerbewegung im Ort gründete und in der Wendezeit die Geschicke des Ortes mit in die Hand zu nehmen begann. Im Februar 1990 übernahm Dieter Mathis in Baabe das Amt des Bürgermeisters, das er von 1992 bis heute ehrenamtlich innehat. Als im Januar 1993 die Verwaltung des Amtes Mönchgut-Granitz in Baabe eröffnet

wurde, kam die ehrenamtliche Tätigkeit des Amtsvorstehers hinzu. In dieser Funktion vertritt er die ansonsten selbstständigen amtsangehörigen Gemeinden in all jenen Bereichen, deren Aufgaben sie an das Amt übertragen haben, zum Beispiel den Katastrophenschutz. Als Dienstvorgesetzter der Mitarbeiter der Verwaltung ist er auch dafür verantwortlich, dass die Amtsverwaltung umfassend für die Belange der Gemeinden tätig ist. Naturgemäß seien die Bürgermeister der Gemeinden seine wichtigsten Partner. Sie würden den größten Einblick in die kommunalen Probleme besitzen, Visionen entwickeln, Anregungen geben aber auch Forderungen stellen.

Wie in den anderen Gemeinden auch dominiert in Baabe der Tourismus das wirtschaftliche Leben. Das kleine Fischerdorf hatte sich in den vergangenen Jahrhunderten lange nicht über einen Bauernhof hinaus ausdehnen können, weil die erforderlichen Ackerflächen in der Umgebung fehlten.

Als 1815, nach dem Wiener Kongress, Schwedisch-Pommern Teil des Königreiches Preußen wurde, änderten sich die Verhältnisse. „Die Preußische Regierung teilte die königliche Domäne und

ermöglichte es den 14 Büdnern, deren Wohnstätten im heutigen Sinne eher Buden waren – daher haben sie den sozialen Status Büdner –, den preisgünstigen Kauf von circa einem Hektar Land, um ihren Lebensunterhalt zu verbessern. In Baabe, wie in anderen kleinen Dörfern an der Ostsee und den Binnengewässern, waren die Büdner im Haupterwerb Fischer. Durch den erworbenen Landbesitz wurden sie um 1850 zu den sogenannten „Fischer-Bauern“ und prägten auf diese besondere Weise die Region Mönchgut.

Baabe wurde ein Fischer-Bauern-Dorf.“

Am Beginn des 20. Jahrhunderts setzte dann ein rasanter Wandel ein. „Es war eine fantastische Idee der Fischer-Bauern, Handwerker und Gewerbetreibenden, das Dorf Baabe bis an den Ostseestrand zu erweitern und damit das Ostseebad Neu Baabe zu entwickeln. Ein Ostseebad muss bis ans Meer reichen.“ 1906 war mit der Villa „Fröhlich“ das erste Gebäude auf die Waldseite gebaut worden. Bis 1912 folgten einige andere, am Meer entstanden Badeanstalten und Seebrücken, im Dünenwald Kuranlagen. Die Gäste kamen über die Having mit dem Schiff aus Lauterbach, Greifswald, Stralsund, Stettin.

Das Fahrgastschiff LAMARA liegt am Baaber Bollwerk. Seit drei Jahren macht der Schiffseigner für tägliche Rundfahrten durch die Having und um die Insel Vilm die Leinen los. Die Having ist ein besonders sensibles Küstengewässer. Hier gelten bestimmte Gebote für den Schiffsverkehr. Was er denn vom Biosphärenreservat halte? „Ich fahr durch.“ Achselzucken. Er komme nicht von der Insel, sagt der Kapitän.



Am Bollwerk an der Baaber Bek legten sie an. Dann ging es wohl mit Kutschen oder zu Fuß zum alten Dorfkern hoch, am Netzplatz der Fischer vorbei zur Küste.

Die Gemeinde bestellte um 1913 Architekten aus Berlin-Charlottenburg und beauftragte sie, das Seebad Neubaabe zu

planen. Um dieses Vorhaben zu ermöglichen, wurden vom preußisch-königlichen Forstfiskus 17 Hektar Kiefernwald zwischen der Göhrener Chaussee und dem Ostseestrand gekauft. Bis zum ersten Weltkrieg kam man nur noch dazu, die Fläche für die zukünftige Strandstraße freizuholzen. Mit Beginn der 20er Jahre

begann die Gemeinde Baabe, die Grundstücke von Neubaabe zu verkaufen, um Investitionen in touristische Einrichtungen zu ermöglichen und den Banken den Kaufkredit zurück zu zahlen.

1926 und 1927 wurde nach dem Bebauungsplan von 1913 die Strand-

Ein alter Baaber Bauernhof. Eine Erinnerung an die Zeiten des kleinen Fischer- und Bauerndorfes in der Baaber Heide.





Die Planung und den Bau von Rad- und Wanderwegen haben die Gemeinden in die Verantwortung des Amtes Mönchgut-Granitz gegeben. Auf dem Deich hinter Baabe ist der Weg fertig. Die Lücke zum Baaber Bollwerk soll noch geschlossen werden.

straße angelegt, eine vierreihige Allee aus Ulmen mit zwei Gehwegen und Mittelpromenade. Vor Baubeginn war diese ein Sandweg, auf dem die Küstenfischer ihre Boote am Ostseestrand erreichten. Die Fahrbahnen wurden erst Mitte der 30er Jahre asphaltiert. Unter dem damaligen Bürgermeister Ernst Lübke wurde in den 30er Jahren in einer umfangreichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme mit arbeitslosen Fischern der Kurpark mit Strandpromenade, Freilichtbühne und Badeanstalt geschaffen.

Nach 1945 konnte sich der Fremdenverkehr nur langsam entwickeln, weil viele Ferienunterkünfte für die Flüchtlinge und Vertriebenen benötigt wurden. Im Februar und März 1953 änderten sich dann durch die stalinistische Enteignungsaktion „Rose“ an der gesamten Ostseeküste und auch in Baabe die Eigentumsverhältnisse grundlegend. Hotels, Pensionen und auch Handwerksbetriebe wurden enteignet und waren bis Frühjahr 1990 so genanntes „Volkseigentum“. Sieben der größten Pensionen und Hotels wurden in Baabe vom Ministerium für Staatssicherheit als Erholungsheime genutzt. Lediglich zwei Häuser standen dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, kurz FDGB, zur Verfügung, der in der

Folge dann im bekannten DDR-Stil noch zwei Ferienheime in Baabe baute. Bereits Ende der 50er Jahre wurde nahe der Außenküste der Campingplatz Baabe mit einer Größe von 13 ha geschaffen. Der Massentourismus hatte endgültig Einzug gehalten.

Nach 1990 nahm die Gemeinde die alten Pläne wieder auf und ging daran, Baabe zu einem konkurrenzfähigen Seebad zu profilieren. Dafür musste als erstes das Abwasserproblem des Ortes gelöst werden. Über Jahrzehnte sei von dem volkseigenen Betrieb „Wasser- und Abwasserbehandlung“ das Abwasser aus den oft zu kleinen hauseigenen Kläranlagen abgepumpt und in der Baaber Heide verkippt worden, deren Böden dadurch erheblich mit Nitrat durchsetzt sind. Die Abwässer der Marinadenproduktion des Fischbetriebes in der Seestraße seien, abgesehen von zwei Absetzbecken, direkt in den Selliner See geleitet worden. Für die erhebliche Belastung des Selliner Sees zahlte der Hauptbetrieb, das Fischwerk Sassnitz, lediglich einen Ausgleichsbetrag. „Die Natur hat gelitten“, beschreibt Dieter Mathis die damaligen Zustände. Gleich nach der Wende begannen die Planungen und Arbeiten zur Abwasserentsorgung des Ostseebades. „Ohnedem hätte kein

Haus gebaut werden können.“ Seit Juni 1994 wird das Abwasser des Ortes im Klärwerk in Göhren entsorgt. Der Campingplatz im Kiefernwald nahe der Küste in der Baaber Heide wurde stillgelegt, weil die notwendigen Investitionen für die Modernisierung des Platzes von der Gemeinde nicht aufgebracht werden konnten. Die Fläche habe einst dem preußischen Staat gehört, so der Bürgermeister, und sei nach der Wende an die Gemeinde übertragen worden, weil sie ihn über 40 Jahre unterhalten hatte. Ein Glück, denn wäre dies nicht erfolgt, so hätte das Bundesvermögensamt die Fläche mit Sicherheit privatisiert, was für die Gemeinde Baabe zum Nachteil wäre, da ist sich Mathis sicher. Der Platz sei auch ein ständiger Unruheherd gewesen und habe nicht mehr zum Profil eines stillen Ostseebades gepasst. Zum Ende der 90er Jahre erschien der Gemeinde Baabe die Umwidmung in ein Ferienhausgebiet als wirtschaftlich vorteilhafter. „Gegen den Widerstand einiger Behörden, vor allen Dingen gegen das Biosphärenreservat und das Umweltministerium in Schwerin, haben wir dieses Vorhaben durchgesetzt. Es bestand wohl die unbegründete Sorge, dass aus den Ferienhäusern in den kommenden Jahrzehnten Pensionen und Hotels werden.“

Die Grundstücke an der Strandstraße in Neubaabe waren bis 1990 nur etwa zur Hälfte bebaut. Jetzt gibt es dort lediglich noch zwei freie Bauflächen, sagt der Bürgermeister und stellt fest, dass die faszinierende Idee und die weitsichtige Entscheidung der Gemeindevertreter von 1913, das Ostseebad Baabe zu schaffen, mit Erfolg zum Abschluss gebracht wurde. Der Ort habe auch zugelegt, aus den rund 750 Baabern, die 1990 hier gelebt hätten, seien über 900 Einwohner geworden. Vom Schrumpfen der Bevölkerung ist in Baabe keine Rede.

Baabe hat sich eine Infrastruktur gegeben, mit der die Gemeinde in die Zukunft will. Zu ihr gehört auch der neu gebaute Küstenschutzdeich um die Ortslage Alt

Baabe zum Selliner See hin, auf dessen Deichkrone das Amt einen Rad- und Wanderweg angelegt hat. In den 90er Jahren starben, wie vielerorts in Deutschland, die Ulmen der vierreihigen Allee zum Strand. Sie wurden durch einige Hundert junge Linden ersetzt. Bis ihre Kronen den Urlaubern Schatten spenden können, wird es noch einige Zeit dauern.

In den kommenden Jahren wolle die Gemeinde weiter intensiv investieren, um die geschaffenen Strukturen zur Entfaltung zu bringen, berichtet der Bürgermeister. Gegenwärtig baue man am „Haus des Gastes“, in dem unter anderem ein Veranstaltungssaal mit 300 Sitzplätzen entstehen soll. Der Kurpark müsse neu gestaltet und eine neue Freilichtbühne gebaut

werden. Es werde auch große Mühen kosten, den Kleinbahnhof samt Bushaltestelle zu sanieren. Einer gesonderten Radspur, parallel zur Strandpromenade in Richtung Göhren und Sellin, würde es auch bedürfen, denn wegen rücksichtslosen Radfahrern sei ein entspanntes Promenieren derzeit dort nicht möglich.

Den Urlaubern möchte die Gemeinde zukünftig die Kulturgeschichte des Ostseebades Baabe und der Halbinsel Mönchgut näher bringen. Mit dem kleinen Küstenfischermuseum auf dem alten Netzplatz der Fischer ist ein Anfang gemacht. Es sei auch eine lohnende Aufgabe, nachzuvollziehen, wie die Klosterbauern das Land entwickelt haben, welchen Einfluss die Schwedenherrschaft nach

Bereits in den 30er Jahren war Baabe als Ostseebad Reiseziel für Urlauber aus ganz Deutschland. Freundlich und erholt, so wünscht man sich auch heute die Gäste am Baaber Strand.



der Reformation auf Mönchgut hatte, wie sich der Tourismus entfaltete und dadurch zu zeigen, wie die Kulturlandschaft geschaffen wurde. „Eine Beteiligung an der Initiative einer „Schwedenstraße“ wäre so etwas.“ Sie könne solche Orte wie Klein Zicker, wo bereits eine Tafel von der nie gebauten Hafenstadt Gustavia berichtet, mit Göhren verbinden, wo am Südstrand die Reste der Schwedenbrücke zu sehen seien. „Das hätte sich das Biosphärenreservat auf die Fahne schreiben können. Der Naturschutz allein kann es im Biosphärenreservat doch nicht sein. Nachhaltiges Gestalten und Entwickeln des Wirtschafts-, Natur- und Kulturraums heißt es doch.“ Aber davon sehe er nicht viel.

Das Schutzgebiet sei den Gemeinden mit dem letzten Volkskammerbeschluss der DDR im Herbst 1990 verordnet worden. „Wir Bürgermeister haben damals unsere Zustimmung gegeben, weil wir uns 1990 am Nullpunkt der Entwicklung der kommunalen und touristischen Infrastruktur befanden und uns verständlicherweise nicht fachgerecht um die Belange der Natur kümmern konnten. Wir hatten genug in den Siedlungsbereichen zu tun. Dass wir es in der Folgezeit nicht mit einem Biosphärenreservat, sondern mit einem Nationalparkamt zu tun haben würden, dessen wichtigste Zielstellung es ist, Verbote auszusprechen, war für uns nicht abzusehen.“

Für den Bürgermeister und Amtsvorsteher Dieter Mathis liegt das Mandat, die Gemeinden für die Zukunft zu entwickeln und zu gestalten, bei den gewählten Gemeindevertretern, nach wie vor und ohne wenn und aber. Da spreche er für alle Bürgermeister. Das sei Sache des Landratsamtes und der Gemeinden. Die Verwaltung des Biosphärenreservates Südost-Rügen gehöre dem Landkreis Rügen unterstellt, dessen Abgeordnete für die Entwicklung der Region auch die Verantwortung trügen. Dass dies ginge, zeige die Lösung im Biosphärenreservat Röhn, so Mathis. Und die Verordnung des Großschutzgebietes müsse novelliert und an die heutigen Erfordernisse der Region angepasst werden. Im Gegensatz zu nach wie vor landwirtschaftlich dominierten Biosphärenreservaten sei das in Südost-Rügen durch den Tourismus geprägt. „Der Tourismus ist die Kuh, die hier die Milch gibt“, sagt Mathis. Das dürfe man nicht vergessen.



Seit über 20 Jahren rudert Herr Sandmann in seinem eigenen Boot täglich Einwohner und Touristen über die Baaber Bek, ein schmales Wasser, das die Having mit dem Selliner See verbindet.

Die Ruderfähre Moritzdorf hat Platz für zwei Hand voll Menschen, die mit dem Gesicht dem Fährmann zugewandt sitzen, und ihm zuschauen, wie er sich im Bug in die Ruder stemmt. Es sind nur wenige Meter von Ufer zu Ufer und da es hier keine Brücke gibt, hat er vor allem in den Sommermonaten alle Hände voll zu tun. Ist der Andrang zu groß und warten viele Radler, nutzt der Fährmann auch mal ein breiteres Motorboot, um die Räder überzusetzen. So beschaulich das Ruderboot auch von den Touristen anzuschauen sein mag, dann geht es doch um Effektivität. An manchen kühlen Herbsttagen baumeln die Klöppel der Bootsglocken an den Anlegern still im Wind. Herr Sandmann sitzt dann im Fährhaus oder macht sich an den Booten zu schaffen, bis der Glockenschlag ihn oder seinen Sohn an die Ruder ruft. Wie oft er schon über die Bek gerudert sei, könne er nicht sagen. Oft. Er rudert so lange bis die Bek zufriert. Dann müssen die Urlauber den Umweg über Sellin nach Moritzdorf machen, um an klaren Wintertagen den Blick von der Moritzburg über die Having zu genießen.

Fünf Jahre sind keine Zeit für den Naturschutz

Wenn der Bauer aus dem Vertragsnaturschutz aussteigt, war alles für die Katz, meint Karl-Walter Böttcher.

Das 16. Jahrhundert war vielleicht die Blütezeit des Bauernstandes auf Rügen. Mit Bergen im Zentrum gab es nur eine Stadt. Über die Insel verstreut lagen Weiler und Einzelgehöfte. Der Hof eines Bauern unterschied sich in der Größe von dem eines Adligen, ein Vollbauer bewirtschaftete zwischen anderthalb und vier pommersche Morgen, also ein bis knapp drei Hektar, hielt acht Pferde und ebenso viele Kühe. Die Schweine wurden zur

Mast in die Waldungen getrieben, Geflügel war selbstverständlich auf den Höfen. Weniger Weizen sondern hauptsächlich Roggen wurde angebaut, daneben Gerste und Hafer.

Die feuchten Wiesen erbrachten einen geringen Heuertrag, die Viehweiden lagen in den Dorffluren und nahmen viel Raum ein. An den Häusern waren Bauerngärten angelegt, in denen Kohl angebaut wurde, aber auch Obstbäume standen.

Die wichtigen Leinenfelder lagen in der Nähe der Siedlungen.

Zum Ende des Jahrhunderts bahnte sich eine radikale Veränderung an: Die Kornpreise stiegen und größere, zusammenhängende Äcker versprachen mehr Gewinn. Deshalb zogen die Adligen das an die Bauern verpachtete Land ein, nahmen Brachland in Kultur und schlugen die bisher von allen genutzte Allmende ihrem Landbesitz zu – das „Bauernlegen“ begann. So entstanden die ersten großen Güter, denen nicht nur so manche Höfe und Weiler zum Opfer fielen, auch die Bauern verloren ihre Freiheit und wurden zu Leibeigenen. Mehr als zweihundert Jahre später dominierte auf Rügen die Gutswirtschaft mit großen Schlägen. Die Verteilung von Wald und Feld hatte sich nicht nur im Zuge der europäischen Holznot zu Gunsten der Ackerflächen verschoben, man hatte auch begonnen, in den Niederungen Grünland zu gewinnen. Ein Bauernstand fand sich nur noch in Resten, zum Beispiel in der Herrschaft Putbus, deren Reichtum jedoch auch auf der Wirtschaftskraft solcher Güter wie Posewald oder Nadelitz basierte.

Deich und Schöpfwerk in der Freezer Niederung wurden zurückgebaut, um ein naturnahes Wasserregime zu etablieren. Die Beweidung mit Rindern soll die Verbuschung verhindern.





Er stammt aus einer alteingesessenen Bauernfamilie – Karl-Walter Böttcher aus Groß Stresow.

„Auf den guten Böden lagen die Gutsdörfer, auf den schlechten die Bauerndörfer, wie Wreechen, Neuendorf oder Groß Stresow“, sagt Karl-Walter Böttcher, der aus einer alten Bauernfamilie stammt, die in Groß Stresow einen Dreiseithof bewirtschaftet. Er resümiert, dass sich die ungleichmäßige Bodenqualität auch im Viehbestand widerspiegelte. Auf den guten Böden hätten die Erträge Schweinehaltung zugelassen, auf den schlechten hingegen nur Rinderhaltung. Als Chef des Landwirtschaftsbetriebes Lauterbach interessiert sich Böttcher auch für die Geschichte der Landnutzung. Die Gegend um Putbus sei schon immer von der Landwirtschaft geprägt. Der Fürst Malte zu Putbus habe die Güter in „Eiserner Pacht“ vergeben: Die Pächter führten nicht nur den Pachtzins ab, sie mussten auch sämtliche Gebäude und Flächen des Gutes kaufen und die Verpflichtung eingehen, das Gut in Stand und nutzbar zu halten. War die Pacht abgelaufen, bekamen sie den Kaufpreis zurück.

1945 wurden die Güter enteignet und mit der Bodenreform wieder aufgesiedelt. Die großen Ackerschläge bekamen nur kurzzeitig wieder eine kleinteiligere Struktur, denn schon um 1960 waren



Der Einsatz moderner Technik und reich strukturierte Ackerfluren schließen einander nicht aus.

sie durch Kollektivierung der Landwirtschaft wieder eingerichtet worden. Die Landnutzung wurde erneut intensiver, die Feldgehölze weiter reduziert, Sölle zugeschoben, das Wasserregime über Grabensysteme großräumig verändert, ganze Schläge drainiert. Da bereits mit den Flurbereinigungen Ende des 19. Jahrhunderts die Landschaft ausgeräumt worden war, änderte sich das Landschaftsbild nicht grundlegend. Aber über den reichlichen Einsatz von Kunstdünger und Gülle sowie durch die Ansaat von ertragreichen Gräsern in den entwässerten Niederungen veränderte sich die Pflanzenwelt; sie wurde binnen weniger Jahrzehnte erheblich ärmer.

Auch Böttchers Vater war in den 50er Jahren in eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft eingetreten, in die LPG Lauterbach. Sein Sohn, der erst Landwirt gelernt und dann Landwirtschaft studiert hatte, folgte ihm als Ökonom und Produktionsleiter nach. Gleich in der Wendezeit wurden die LPG und die Tierproduktion in Putbus, die gemeinsam rund 4000 Hektar bewirtschafteten, liquidiert. Kurz darauf gründete Karl-Walter Böttcher seinen Landwirtschaftsbetrieb Lauterbach

An der westlichen Grenze des Biosphärenreservates bei Altkamp liegt der Heuferienhof von Mario Naumann. Nimmt man den Radweg von Garz oder Groß Schoritz ins Schutzgebiet, ist es die erste Radlerrast. Die haben viele auch nötig, denn hier im Außenbereich sind die Wege katastrophal, „das ist unser Hauptproblem“, sagt Heuhotelier Naumann, lange arbeitslos oder auf Montage, der für sich eine Alternative gesucht und hier gefunden hat. Für die neue Existenz hat er den großen Viehstall des 200 Jahre alten Dreiseithofes ausgebaut. Die Schlafplätze im Heu sind preiswert. Einzelbetten gibt es nicht, im Heu liegt man beieinander. Kinder lieben es, auch Erwachsenengruppen entdecken den barrierefreien Hof immer mehr für sich. Das Angebot, auf dem Hof zu Reiten, macht ihn zusätzlich für manche Gäste interessant. Die Einheimischen hätten der Umwandlung der Bauernwirtschaft skeptisch gegenüber gestanden, sagt Naumann. Heute seien sie auch ein wenig stolz, dass es einer von der Insel geschafft habe, so was aufzubauen. Er überlegt jedoch, ob er nicht wieder eine Landwirtschaft anmelde, dann würde es mit dem Bauen im Außenbereich leichter. Und Anbauen wird er bald müssen.





Kein Deich schützt die Wiesen bei Klein Stresow, auf denen der Landwirtschaftsbetrieb eine extensive Grünlandwirtschaft betreibt.

GmbH & Co KG. Auf 1450 Hektar überwiegend gepachtetem Land bauen er und seine Mitarbeiter Raps, Weizen, Gerste und Mais an – Roggen weniger, der sei was für die leichten, sandigen Böden auf Mönchgut. Früher habe er auch Rüben gehabt, aber die Zeiten seien vorbei. Hinzu kommen 250 Hektar Grünland, auf denen Mutterkühe und ihre Kälber gehalten werden.

„Das Grünland bewirtschaften wir nicht mehr intensiv, sondern nach Richtlinien für die Renaturierung.“ Für den Verzicht auf künstlichen Dünger in der Freetzer Niederung und bei Klein Stresow bekommt der Landwirt Entschädigung für die geringer ausfallenden Erträge. Gleich nach der Wende sei er auf diesen Flächen in den Vertragsnaturschutz eingestiegen. Möglich sei dies gewesen, weil es über Ausgleichszahlungen für den Betrieb wirtschaftlich ohne negative Folgen blieb.

Ansonsten betreibe er eine rein konventionelle Landwirtschaft, wie die meisten hier. So einen großen Betrieb auf Öko umstellen, das ginge nicht so einfach. Wenn ihm einer garantieren könnte, dass er nach der Zeit der Umstellung noch am Markt ist, würde er es vielleicht tun.

Als das Biosphärenreservat mit dem Projekt auf ihn zugekommen sei, den Deich und das Schöpfwerk in der Freetzer Niederung zurückzubauen, um hier wieder ein naturnahes Wasserregime zuzulassen, habe er sich aus zwei Gründen dafür entschieden: Erstens habe der Strom und die Unterhaltung von einem Schöpfwerk in so einer Niederung den Betrieb eine Menge Geld gekostet. Zweitens könne man eine Milchproduktion auf Grünland wirtschaftlich heute gar nicht mehr machen. Dem Biosphärenreservat sei es wichtig gewesen, dass sich an diesem boddennahen Standort durch

zeitweise Überflutung wieder Salzgräser ansiedeln. „Alles sollte dort passieren, außer einer Bewaldung.“ Dies wird durch die Beweidung erreicht. Langsam setzt sich auch die für die Niederung natürliche Vegetation durch. Die sei aber nicht so hochwertig, Seggen und Binsen hätten keinen Futterwert, Hahnenfuß sei giftig, sagt Böttcher. Da reiche ein Hektar gerade für eine Mutterkuh und ein Kalb. Da man vom Verkauf der Rinder und Kälber lebe, sei man auf die 200 Euro je Hektar und Jahr Ausgleich angewiesen.

Dennoch sind in Böttchers Augen die pauschalen Nutzungsvorgaben für das Grünland nicht richtig zu Ende gedacht und wenig praxisnah. „Fünf Jahre Vertragslaufzeit ist keine Zeit für den Naturschutz. Man braucht viel länger, um naturnahe Verhältnisse zu etablieren. Wenn ich aus den Verträgen aussteige, war alles für die Katz, rausgeschmissenes

Dutzende Schwäne tun sich an der Wintersaat gütlich, rupfen an den Keimblättern. Solange es keinen Frost gibt, hält sich der Schaden in Grenzen. Fräßen hier Kraniche, die mit ihren spitzen Schnäbeln bis aufs Korn durchschlagen, sähe es anders aus – der Acker wäre stellenweise kahl.





Der Blick über die Stresower Bucht nach Neu Reddevitz ist für Karl Walter Böttcher immer wieder ein neuer Genuss. Ein Gespür für die Landschaft gehört zum Dasein als Landwirt für ihn dazu.

Geld.“ 20 bis 30 Jahre wären aus seiner Sicht angemessen. Auch die Zeiten für die Mahd und den Auf- und Abtrieb der Rinder könne man nicht festschreiben. „Die Vorgaben sind von Brüssel gemacht, die wissen nicht, wie das hier aussieht, wie die Zusammenhänge von Flora und Fauna im Einzelnen sind. Das Zusammenspiel von Schnittzeiten und Nistzeiten, um Bodenbrüter zu schützen zum Beispiel. Mitte Juli, Anfang August darf ich erst mähen. Ich kann zwar 14 Tage hin und her schieben, aber der Mahdtermin im Sommer ist unklar. In so hohem Gras brüten schon lange vorher keine Vögel mehr drin. Bodenbrüter wollen Übersicht haben, sonst sind sie leichte Beute für den Fuchs. Die Landwirte früher haben das gewusst. Das Vieh wurde vor der Anlage der Gelege aufgetrieben. Möwen und Kühe haben sich verstanden, nur wenige Nester sind zerstört worden. Sind die Kühe weg, passiert dort gar nichts mehr.“

Manches ist für Böttcher jenseits von Gut und Böse. Die Möglichkeiten im Amt vor Ort, alles auf die Standorte passend zuzuschneiden, müssten seiner Meinung nach verbessert werden. Und im Biosphärenreservat sollten sie für das, was sie machen, mehr und interessante Öffentlichkeitsarbeit betreiben.

„Die Landschaft hier ist so, wie sie ist,

weil sie gepflegt wird.“ Acht Kilometer Windschutzstreifen habe er gepflanzt, alles Laubbäume, und eine Obstbaumallee angelegt, deren Früchte er auch nutzen wird. Die Entwässerung der Sölle auf seinen Äckern habe er schon lange aufgegeben und die Drainage vor ihnen gekappt. Wie jeder vernünftige Landwirt halte auch er 50 Zentimeter, eine Schwengelbreite, vom Feldrand Abstand. Würden die Forstwirte da auch mitgehen, gäbe es die Probleme mit den Waldkanten nicht, meint er. „Es gibt Flächen, da steht der Grenzstein fünf Meter im Wald.“ Der Wald greife mitunter ins Land. Ein weicher Waldsaum mit Sträuchern sei ohne Frage wichtig, müsse aber auch gepflegt werden. „Wenn da mit der Zeit Bäume hochkommen, schiebt sich der Saum nach außen auf die Felder. Die Bäume müssen weg, wenn der Saum erhalten bleiben soll.“

Und so gibt es eine Reihe von kleinen Problemen. Der Gänsefraß zum Beispiel, den er heute nicht mehr ausgeglichen bekomme. Jetzt müsse es der Jagddruck regeln. „Schlimmer sind aber die Schwäne, die hier überwintern. So viele Singschwäne gab es früher nicht. Wenn die die Wintersaat anfressen und es gibt einen frühen Kahlfrost, ist die Pflanze hin. Liegt erstmal Schnee drauf, geht es

wieder. Noch schlimmer ist der Kranich, der schlägt mit seinem Schnabel durch bis aufs Korn. Aber noch gibt es hier nur wenige Kraniche.“ Schön sähen die Tiere ja aus.

Zwischen Nadelitz und Groß Stresow liegt, beschirmt von Eichen, ein Hügelgrab mitten auf dem Acker. Wenn er Zeit und Muße hat, läuft Karl-Walter Böttcher gern dort hinauf und schaut über sein Heimatdorf hinweg auf den Bodden hinaus. Er liebe diesen Blick über die Landschaft. „Auch der einfache Traktorist“, sagt er, „genießt den Sonnenuntergang bei Neukamp, wenn sie zur Erntezeit auf dem Drescher über die hügeligen Felder fahren. Davon geht am Morgen die Rede im Betrieb. Schönheit hat oft nicht die besten Böden“, fügt er lächelnd hinzu. Und froh sei er, dass die Dörfer nicht mit Hotels bebaut sind. „Das haben sie nicht verdient“, sagt der Landwirt aus Groß Stresow, das zur Gemeinde Putbus gehört, in deren Bauausschuss Böttcher mitarbeitet.

Welche Kulturlandschaft soll es denn sein?

Das Biosphärenreservat sollte klar definieren, was es in der Landschaft will, meint Schäfer Joachim Westphal

Die noch gut erhaltenen großen Dreiseitgehöfte mit dem zurückgesetzten Wohnhaus sowie links dem Stall und rechts der Scheune, deren Giebel der Straße zugewandt sind, prägen das Ortsbild in Groß Zicker. Auf einem von ihnen wohnt die Familie Westphal seit Generationen. Eine alte Frau sitzt in einem Stuhl am Wohnhaus in der Abendsonne. Ihr Sohn, der Schäfer, sei noch nicht da, sagt sie, aber er wird wohl kommen. Ob sie auf dem Hof aufgewachsen sei? Aus Klein Zicker komme sie, ihr Vater war Fischer gewesen, in die Bauernfamilie habe sie eingeheiratet. 25 Hektar hatten sie, Roggen, Gerste, Kartoffel auch Rüben, dazu

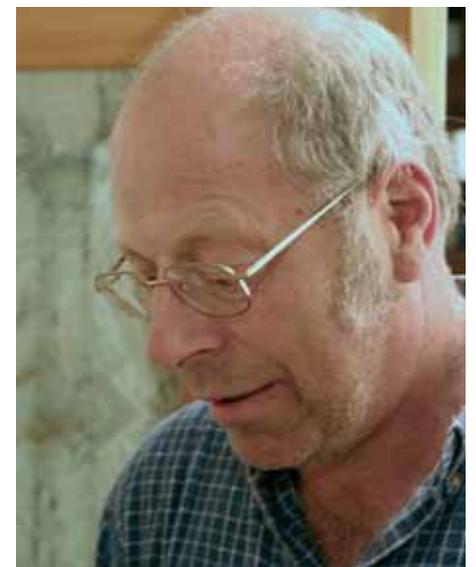
ein paar Schafe, Schweine und Kühe. „Die Fischerbauern, das waren die Büdner. Die 5 Hektar, die die hatten, reichten nicht zum Leben, darum mussten sie fischen.“ Die alte Frau Westphal erzählt, dass ihre Felder und Wiesen in der ganzen Flur Groß Zicker verteilt lagen.

Schon zu DDR-Zeiten war hier von Mai bis Oktober alles vermietet. Auch Familie Westphal hat ihren Hof ausgebaut, die Stallungen und Wirtschaftsgebäude hergerichtet für die Gäste. Schließlich vermieteten sie fest an einen Betrieb aus Thüringen, räumten im Sommer noch das eigene Schlafzimmer. Mit dem Geld

sind sie dann in den Urlaub gefahren. So ging das bis 1989. „Ihr Sohn“, sagt sie nicht ohne Stolz in den Augen, „hat den Hof nach der Wende wieder übernommen. 1000 Schafe hat er nun schon. Und Vermieten tut er auch. Nur von den Schafen kann er nicht leben.“

Joachim Westphal ist eigentlich Bauingenieur von Beruf und hat bis Mitte der 80er Jahre in Bergen gearbeitet. Seine Leidenschaft für Schafe entdeckte er, als sein Vater ihm in den 70er Jahren eines schenkte. „Die Tiere waren immer auf dem Hof. Sind einfach in der Pflege.“ Gut zehn Jahre später wurde er dann vom

Seit Generationen bewirtschaftet die Familie Westphal ihren Dreiseithof in Groß Zicker. Joachim Westphal war Bauingenieur bevor er Schäfer wurde. Die Pommernhof-Schäferei führt er gemeinsam mit seinem Sohn.





Die Beweidung mit Schafen dient auch der Deichpflege. Touristen, die sich nicht an die Betretungsverbote der Deichanlagen halten und die mitunter auch die Weidezäune einfach umtreten, sind für Westphal ein Ärgernis.

damaligen LPG-Vorsitzenden gefragt, ob er nicht die Schafhaltung leiten wolle. Der große Stallkomplex, fast am Ende des Dorfes, am Wanderweg nach Gager hinüber, zeugt noch heute von der Intensität der damaligen Schafhaltung.

Mit der Wende entschied sich Joachim Westphal, den elterlichen Bauernhof wieder einzurichten. Zusammen mit seinem Sohn, der der Schäfermeister auf dem Hof ist, betreut er in einem gemeinsamen Betrieb, der Pommernhof GbR, 1000 Mutterschafe und 800 Lämmer. 350 Mutterschafe gehören zur alten Haustierrasse Rauhwolliges Pommersches Landschaf. Sie wurden wohl schon vor 3600 Jahren hier gehalten, jedenfalls legt ein

gefundener Handschuh dies nahe, dessen Wollvlies bis ins Detail denen gleicht, die heute aus dem Haar der Pommerschen hergestellt werden. Die Wolle eignet sich besonders gut für Pullover, die bei rauer Witterung getragen werden können. Der Kopf und die Beine der Schafe sind schwarz, ihre Wolle grau bis fast schwarz. Sie eignen sich besonders für die Weide auf trockenem Boden. „Eigentlich hießen sie mal Grauwolliges Landschaf“, sagt Westphal. „Weil die kräftige Wolle beim Tragen ein wenig kratzt, wurde daraus irgendwann rauhwollig.“ Mit der Zucht haben die Westphals bereits 1890 begonnen und als größter Züchter dieser Rasse hat er ab 1982 seinen Teil dazu beigetragen, dass sie nicht ausgestorben ist.

In den Vertragsnaturschutz stieg Westphal mit seinem Betrieb frühzeitig ein und schloss mit Unterstützung des Biosphärenreservates Extensivierungsverträge ab. In denen werden nicht nur der Tierbesatz und die zeitliche Nutzung der Flächen geregelt, sondern der Schäfer verpflichtet sich auch, auf Düngung mit Stickstoff zu verzichten. Zwar ließe mittlerweile auch die Leistungsfähigkeit der Böden hinsichtlich der Futtermenge nach und liege jetzt bei 60 Prozent des Niveaus von 1990. Mit den Ausgleichszahlungen ginge es aber. „Ohne dieses Geld für die Landschaftspflege müsste ich düngen und den Tierbesatz erhöhen, um bestehen zu können.“ Das Geld sei über die Jahre gleich geblieben. Nur die Bürokratie, die mit den Verträgen einhergehe, störe ihn. In der Heuernte sei es manchmal schwierig die Verträge einzuhalten, weil die Tiere in dieser Zeit enger gekoppelt werden müssen und die Gefahr einer Überweidung besteht.



Pensionsbetrieb, Filz- und Spinnkurse, Wollverkauf – neben der Schäferei hat sich der Familienbetrieb auch in der Fremdenverkehrswirtschaft ein Standbein erarbeitet.

Von Anfang Mai bis Ende November stehen die Schafe draußen, wenn das Wetter mitspielt auch bis Mitte Dezember. Den Winter über stehen sie im Stall, werden geschoren, lammen im Frühjahr. „Die Wolle ist ein Minusgeschäft. Die Industrie will die graue Wolle nicht. Wir lassen die Wolle in Süddeutschland spinnen. Hier oben gibt es ja keine Wollspinnerei mehr. Was aufgesponnen ist, verkaufen wir an die Urlauber.“ Er könnte sich vorstellen, dass man heute wieder von einer

Wollspinnerei im Norden leben kann, aber die Jungen trauten sich eben nicht. In Schwerin gäbe es einen, der hervorragende Tweedjacken aus Schafwolle fertige, das wäre mit Wolle aus der Region auch möglich. Die Lämmer gibt er an einen Händler, der das Fleisch vermarktet.

Es gäbe ja immer mal Versuche, die Regionalvermarktung anzuschieben. „Da sitzen dann Professoren zusammen und machen sich Gedanken, wie die Wolle der Pommernschafe zu vermarkten ist. Die Schäfer erfahren davon nichts. „Die Praktiker bleiben außen vor. Da kann man doch mal anrufen.“ Über manche Ansätze kann Westphal nur den Kopf schütteln. „Ideen allein reichen nicht, man muss sie auch ausführen können.“ Ob der Slogan „einfach anfangen“, mit dem das Land Mecklenburg-Vorpommern werbe, bekannt sei? „Aber jeder, der einfach nur anfangen will, bekommt schnell die bürokratischen Hindernisse und Auflagen zu spüren.“

Bis in die 60er Jahre wurden die Hügel auf der Halbinsel Groß Zicker fast gänzlich für den Ackerbau genutzt. Erst die LPG hat den Ackerbau zu Gunsten der Weidewirtschaft hier aufgegeben, weil die Hänge zu steil und die Böden ertragsarm waren. Vorher gab es keine Schäferei auf Mönchgut. Die Bauern hielten maximal 20 Schafe und die in Anbindehaltung, angepflockt auf kleinen Splitterflächen, meist an den Kuppen der Hügel. Joachim Westphal holt ein altes Buch aus den 30er Jahren und schlägt eine Seite mit zwei Landschaftsaufnahmen auf, um die ehemalige Landnutzung zu zeigen. „Noch heute kann man die Absatzkanten vom Pflügen in der Landschaft erkennen, wenn man von Berg zu Berg schaut. Auf den Kleinstflächen hat man noch Kartoffeln angebaut. Zwei, drei Zentner mehr, das war viel damals für die Büdner, die kleinen Bauern.“ Heute nimmt die Verbuschung und Verholzung zu. Für die Schafe sei es nicht schlecht, wenn hier und da ein Baum steht und Schatten spendet. Aber man wolle doch die Hügel

offen halten, denn wegen der offenen Landschaft kämen die Leute hierher.

Das Biosphärenreservat hat seiner Meinung nach noch nicht klar definiert, welche Kulturlandschaft es schützen will. Genaue Ansagen, „auf der und der Fläche, da sind die und die Pflanzen, dafür brauche ich die und die Beweidung“, das wünscht sich der Schäfer. Oder dass man gemeinsam Strategien sucht, um dem sich ausbreitenden Landreitgras Herr zu werden, das kein Schaf fresse. Nicht an allen Stellen sei die Schafhaltung geeignet, um die Natur im Zaum zu halten. Das Hangmoor bei Gager zum Beispiel, wo früher die Mühle stand, verschilfe. Man habe dort ein paar Mal gemäht, weil man sehen wolle, was passiert. „Aber das Schilf wird wohl nur verschwinden, wenn Rinder es niedertreten.“ An anderen Orten wüchsen heute Büsche, wo früher, da sei er sich sicher, Orchideen standen. Der Ginster, der zwar schön blühe, gehöre auch nicht hierher, der müsse raus. Rode man ihn, wüchse er umso besser. Die Meinung,

Ein Landschaftsbild, das es so erst seit dem Ende der 70er Jahre auf Mönchgut zu schauen gibt. Heute kann sich kaum jemand die Landschaft ohne die Schafhaltung vorstellen.





Schäfer Joachim Westphal

Schafe könnten gegen den Ginster nichts ausrichten, teilt Joachim Westphal allerdings nicht, er hat andere Erfahrungen gemacht. „Die Schafe nehmen ihn als Schatten, scheuern sich dort, überdüngen mit der Zeit den Boden und so trocknet der Ginster aus.“ Mit Buchwissen allein kann man eine Landschaft nicht pflegen, das steht für Joachim Westphal fest. Die Natur mache so ihre Sachen. Da müsse man ständig dabei sein.

Richtig ärgern kann er sich über so manche unwissende Tierschützer unter den Touristen, die ihn immer mal wieder anzeigen, weil seine Tiere zu sehr in der Sonne stünden und dadurch gequält würden. Er sollte sogar schon mal ein Sonnensegel spannen, sagt er heiter. „Die Pommernschafe stellen sich auf den Haufen und stecken die Köpfe unter die Körper, um ihre empfindlichen Schleimhäute und die Augen zu schützen. Sie sind dafür gezüchtet worden, allein oder im Paar in Anbindehaltung zu stehen, auch mal in der Sonne.“

Tier- und Naturschützer seien sich oftmals nicht einig. Wollten die einen Schatten für die Tiere, verlangten die anderen möglichst wenige Trittschäden und eine offene Landschaft. Er könne ja ein Stück des Waldes einkoppeln und an heißen sonnigen Tagen seine Tiere dort eintreiben. Aber Waldweide ist in Deutschland untersagt.

Am liebsten weidet Westphal seine Tiere dort, wohin es keine Touristen verschlägt. Dann werden die Weidezäune nicht einfach niedergetreten, weil man mit dem Fahrrad auf dem Deich fahren will, obwohl dessen Betreten gar nicht erlaubt ist. Dort laufen auch keine Hunde frei umher und fangen an, die Schafe zu jagen. Die Zeit habe doch keiner, ständig auf allen Weiden zu sein, um nach dem Rechten zu sehen.

„Wald, Wiesen, Hügel, Meer, Strand – alles auf kleinstem Raum: Ich hab mich verliebt! Ich lerne gerade Mönchgut ein wenig kennen, wogegen andere die ganze Insel Rügen in ihrem Urlaub schaffen.“ Die Frau aus Baden-Württemberg schmunzelt. Sie sei wegen ihrer Haut für einen Aufenthalt auf die Insel Usedom gefahren, was ihr gut getan habe. Ein zweites Mal wollte sie dann nach Rügen. Und als sie erfuhr, dass es ein Biosphärenreservat gäbe im Südosten der Insel, stand ihre Entscheidung fest. „Ich mag die Vielfalt der Natur. Nur Meer und Strand ist nicht meins.“ Sie möchte Neues erfahren, wenn sie reist. Führungen wie die „Rund um Thiessow“ mit einem Ranger des Biosphärenreservates kommen ihr recht. „Kann man die Früchte der Eibe essen? Die Nadeln sollen ja giftig sein.“



Fischer, Gastwirt und Strandkorbvermieter

Von der Fischerei allein kann Roberto Brandt nicht leben.

Die überschaubare Sammlung von Fischerbooten, Stellnetzen und Bootsmotoren des Mönchguter Küstenfischereimuseums an der Bollwerkstraße in Baabe hat seinen Platz am richtigen Ort. Hier legten und stellten die Fischer früher ihre Netze und Reusen zum Trocken aus und flickten die zerrissenen Maschen. Seit das Garn der Netze nicht mehr aus Baumwolle sondern Perlon gefertigt wird, braucht die Pflege zwar nicht mehr so lange, aber ihre Netze legen die Fischer

hier noch immer aus. Gleich gegenüber dem Museum liegt eine kleine, bescheiden eingerichtete Gaststätte, in der geräucherter und fangfrischer Ostseefisch angeboten und zubereitet wird. Sie heißt nicht nur „Zum Fischer“, sie gehört tatsächlich auch einem Fischer.

Roberto Brandt ist gelernter Hochseefischer. 1976 hat er in Baabe in der Fischereiproduktionsgenossenschaft, kurz FPG, Having als Küstenfischer

angefangen. In der FPG arbeiteten Fischer aus Alt und Neu Reddevitz, Seedorf und Baabe zusammen. Die Boote von Brandt lagen auch damals am Strand von Baabe, wo der Betrieb auch eine eigene kleine Fischverarbeitung unterhielt, oder am Bollwerk an der Baaber Bek. „Aber mit der Verarbeitung an sich hatten die Fischer wenig zu tun. Der Fang, in der Hauptsache Hering, wurde gleich abgefahren, ins Binnenland oder nach Ummanz. Dort wurde er filetiert.

Die Reusenboote der Fischer am Außenstrand. Lägen sie hier nicht mehr, verlöre das Ostseebad an Attraktivität.





Küstenfischer Roberto Brandt lebt auch davon, dass die Urlauber den Fisch essen, den er fängt.



Fangfrisch auf den Tisch. Die Direktvermarktung, ob im eigenem Imbiss oder der Gaststätte, spielt bei den Fischern eine wichtige Rolle.



Die Heringfilets kamen dann nach Baabe in die Fischfabrik. Dort wurden sie zu Rollmops und Delihering weiterverarbeitet.“

Bis zur Wende ist Brandt in der FPG geliebt, „dann ging das Fischersterben auf Mönchgut los. Der Preis für den Fisch blieb nicht stabil, die festen Aufkaufpreise brachen weg. Wer einen anderen Beruf hatte, ist gewechselt, die Alten sind in den Ruhestand gegangen.“ Die Genossenschaft habe sich dann nach bundesdeutschem Recht umgewandelt, sei aber nicht lange von Bestand gewesen. Die eigene Fischverarbeitung und Vermarktung, auf die man gesetzt habe, rentierte sich nicht, weil die Handelsketten den Preis für Fisch und Fischprodukte immer weiter nach unten gedrückt hätten. 1992 stieg er aus und gründete eine eigene Reusenkompanie, die traditionell angestammte Form der Zusammenarbeit der Küstenfischer. Die Fischer haben sich schon früher zusammengetan, denn allein konnte man die großen Heringsnetze nicht ziehen und einholen. Doch es lief nicht: An den von der Europäischen Union zugestanden Fangquoten lag es damals noch nicht. Die Boote waren eher zu klein, um sie abzufischen. Man hatte keinen Hafen wie in Thiessow oder Seedorf und die

Fischpreise waren einfach zu niedrig. Die Fischer gingen weg, nach Saßnitz, auf große Boote. „Heute gibt es am Außenstrand von Baabe noch drei Berufsfischer, einen Fischer im Nebenerwerb und einen Lehrling. Vom Fischfang allein kann man in Baabe nicht mehr leben.“

Um wirtschaftlich zu überleben, investierte Roberto Brandt und baute auf seinem Grundstück Gaststätte und Räucherei auf. Wie zu DDR-Zeiten fängt er hauptsächlich Hering. 30 Tonnen je Boot und Jahr darf er heute fangen. Aber anders als damals muss man jetzt das ganze Jahr über darauf sehen, dass man seinen Fang macht. Bis auf Flunder und Aal seien alle Fischarten mit Quoten belegt. Außerhalb der Heringsaison fischt er nun nach dem Bedarf seiner Gaststätte. „Was an Fisch drüber ist, vor allem an Dorsch, geht nicht wie der Hering nach Mukran, sondern zum Fischgroßhandel nach Saßnitz.“ Den Fisch, den er in seiner Gaststätte verkauft, kennzeichnet er deutlich als „Eigenfang“, um die regionale Herkunft zu zeigen. Jeder sollte sagen, wo der Fisch gefangen wurde, den er verkauft. Die eigene Vermarktung über den Bedarf der Gaststätte hinaus zu erweitern, ist für Roberto Brandt keine Alternative. Er könne gar nicht so viel fangen, um

kontinuierlich Fischprodukte, zum Beispiel an die Dachmarke Rügenprodukte, zu liefern oder einen Handel zu betreiben. Fischhändler gibt es genug hier. Und die Edelfische wie Aal, Steinbutt und Hecht sowie Flunder und Barsch bringe er auch so an den Mann.

Brandt fischt in einer Dreimeilenzone vor der Küste von Binz bis Thiessow. Im Winter geht er dicht an Land mit kleinen Booten auf Dorsch oder Hering, das hänge von der Temperatur ab. Erst wenn es zu kalt würde, minus fünf, sechs Grad, und sich Eis am Ufer auftürme, fahre man nicht mehr raus. „März, April ist Heringszeit. Die Netze werden in großem Bogen vor der Küste aufgestellt und verankert. Am nächsten Tag werden sie dann ins Boot gezogen und an den Strand gebracht. Dort legen wir den Fang auf große Aluminiumplatten, wo die Fische einzeln aus dem Netz gepukt werden. Ab Mai wird der Hering kleiner, dann lohnt sein Fang nicht mehr. Dafür kommen Steinbutt, Flunder und Aal. Im Sommer gehe man mit Langleinen auf den Aal. Im Herbst kommen dann wieder der Dorsch, die Flunder und auch der Aal.“ Die Fanggründe, die Reusenplätze, so Brandt, würden von Fischer zu Fischer weitergegeben, seit 80, 90 Jahren fahre

man an die gleichen Plätze. Einige seien dazugekommen, weil mit Baumwollgarn das Fischen mit Reusen in Tiefen von zwölf Metern nicht möglich war. Erst mit dem Einsatz von Perlongarn in den 70er Jahren ist das Stellen von Reusen in dieser Tiefe möglich geworden.

Früher habe man die Reusenpfähle für das tiefe Wasser aus Buchen gefertigt, die in der Stubnitz, im heutigen Nationalpark Jasmund, geschlagen worden seien, weil es dort das beste Holz gäbe. Dies sei jetzt nicht mehr möglich. „Heute wird ohne Pfähle gefischt, mit schwimmenden Reusen. Zwar geht bei Sturm weniger kaputt, weil die Reusen nicht mehr starr im Wasser stehen, aber bei starker Strömung taucht das Netz unter und der Fisch schwimmt oben darüber weg.“ Die schwimmenden Netze haben außerdem den Vorteil, dass den Kormoranen die Pfähle fehlen und sie sich nicht am gedeckten Tisch niederlassen können.

Am Gobbiner Haken entstand dieses Bild, das für die prekäre Lage der Fischerei stehen mag.



Sich die Kormoranschäden bestätigen zu lassen, sei einer der Anlässe gewesen, wo man mit dem Biosphärenreservat zu tun bekommen habe. „Als sie mit der Holzmesse angefangen haben, da haben sie sich zwei, drei Mal Dekorationsmaterial geholt“, erinnert sich Brandt, der mit dem Großschutzgebiet gut zu Recht kommt. „Sie haben mir geholfen, die Weiden am Parkplatz vor der Gaststätte abzunehmen. Zu DDR-Zeiten sind sie nicht gepflegt worden und zu hoch gewachsen. Das war zu gefährlich, die mussten runter. Jetzt haben sie die Pflege übernommen und kommen alle drei Jahre für den Baumschnitt vorbei.“ Was man seiner Ansicht nach im Biosphärenreservat nicht machen sollte, ist das Sperren bestimmter Zonen für die Fischerei, zum Beispiel in der Having. Hier sollte der Berufsfischerei auf Dauer ein Bestandsschutz eingeräumt werden.

Kormorane sind bei den Fischern ungern gesehene Gäste:

„Die schwarzen Fischer“ haben auf den Reusenpfählen am gedeckten Tisch platzgenommen.



Am Baaber Bollwerk liegt Brandts größtes Boot, sein „offenes Fischerboot“. Oft würden ihre Boote mit dem geschlossenen Steuerhaus an Deck Fischkutter genannt. „Das sei eigentlich nicht korrekt“, sagt er, „denn Kutter haben einen Laderaum unter Deck, sein Boot nicht.“ Die an vielen Stränden oder im flachen Wasser liegenden schwarzen Boote, mit denen die Fischer rausfahren, um ihre Reusen zu kontrollieren, sind offene Fischer- oder eben Reusenboote. Brandts kleine Flotte am Strand von Baabe ist ein begehrtes Fotoobjekt, vor allem wenn die Markierungsstangen noch im Boot liegen, ihre Fähnchen im Wind flattern und die Blechdosen darunter das Sonnenlicht reflektieren. Die roten Fähnchen weisen auf Reusen und Stellnetze, die schwarzen auf Aalkörbe und Angeln hin und die Blechdosen sind dafür da, dass die Netze auf dem Radar vorbeifahrender Schiffe geortet werden können. Jede dieser Stangen ist obendrein noch mit der Nummer beschriftet, die auch das Boot trägt, zu dem das Netz gehört.



Allein ist der Heringsfang mit dem großen Garn nicht möglich. Daher haben sich die Fischer in Reusenkompanien zusammengeschlossen, wie Brandt und sein Kollege Heuer.



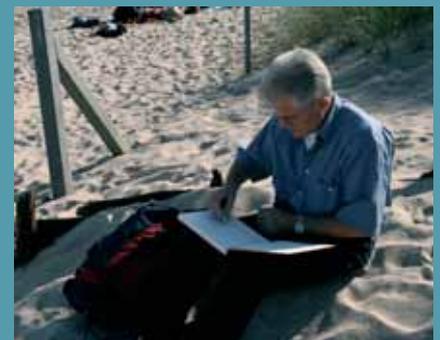
Früher waren die Fischer auch Bauern. Mit dem Tourismus haben sich andere Möglichkeiten des Nebenerwerbs eröffnet, zum Beispiel die Strandkorbvermietung.

Im Hochsommer, wenn viele Badegäste am Strand liegen, komme es schon mal vor, dass sie nicht so einfach an ihre Boote kommen. „Da machen wir uns nicht die Mühe, die Leute aufzuscheuchen, um die nötige Arbeitsfreiheit in unserem Strandbereich zu haben, wenn es nicht unbedingt sein muss.“ Dass viele Urlauber den Fischern gern bei ihrer Arbeit zusehen würden, weiß Roberto Brandt. Und er weiß auch, was er an den Urlaubern hat: „Baabe ist ein Badeort mit vielen Urlaubern. Ich kann nur durch die direkte Fischvermarktung die Verluste im Fang ausgleichen. Solange wie die Urlauber kommen, kriegt man das irgendwie hin.“

Schon früher, als die ersten Badegäste auf die Insel kamen, haben die Fischer so genannte „Gästefahrten“ gemacht. Wollte Brandt auch dies machen, müsste er seine Boote umbauen, andernfalls bekäme er Ärger mit der Berufsgenossenschaft. „In der Marktwirtschaft muss man auch darüber nachdenken. Wenn sich die Fischerei nicht mehr lohnen sollte, dann würde ich wohl auch Touristen schippern und denen was zeigen. Dass ich mal eine Kneipe führe, hätte ich auch nicht gedacht.“ Und dass er dazu auch noch eine Strandkorbvermietung übernehmen würde, was er letztes Jahr tat, wohl erst recht nicht.

Auf dem hellen Sandstrand von Baabe liegen geteerte Fischerboote. Die roten Fahnen an den hölzernen Stangen, die aus den Booten ragen und mit denen die Position der Reusen in der Ostsee markiert wird, flattern im Wind. Keine Wolke am Himmel. Am Fuß der Düne sitzt ein älterer Mann und hält die Situation in seinem Skizzenblock fest. „Im Urlaub da muss man aktiv sein. Das Zeichnen ist ein Hobby.“ Als Kind sei er das erste Mal nach Rügen gekommen, '45, auf der Flucht. Auf der Halbinsel Zudar kam man unter. 1990 ist er wieder hingefahren und es war alles noch genau so wie in der Erinnerung: der Hof, die Buchsbaumbecken . . .

Mit dem Wohnmobil waren er und seine Frau damals unterwegs. „Da war alles so einsam hier. Wir wussten gar nicht, wo wir uns hinstellen sollen, wir trauten uns kaum. Klein Zicker war gesperrt damals. Aber die Hügel von Mönchgut, die Wiesen, Blumen, Kräuter . . . Heute, gut fünfzehn Jahre später sind wir wieder hier und vieles hat sich verändert. Binz ist scheußlich geworden, zu mondän, zu viele Menschen, zu laut.“ Seine Frau kommt mit geräuchertem Aal und setzt sich zu ihm. Auch auf Mönchgut habe sich einiges getan. Einsam sei es hier nicht mehr. Er habe sich den Spätsommer nicht von ungefähr als Reisezeit ausgesucht. Das Licht sei auch besser. Dann legt er den Stift aus der Hand und isst sein Stück Fisch.



Es kommt auf jeden Baum an

In der Granitz versucht Förster Hinte Ökonomie und Ökologie zusammenzubringen.

Die Revierförsterei Zargelitz liegt etwas außerhalb des Biosphärenreservates, ganz in der Nähe des Ortes Pantow, am westlichen Rand des Forstes Schellhorn. Der gehörte, wie auch das Waldgebiet der Granitz, bis 1945 zum fürstlichen Besitz des Hauses Putbus. Dann wurde er vom staatlichen Forstbetrieb der DDR bewirtschaftet. Bald nach der Wende folgte die Privatisierung. Heute mag Forstamtmann Andreas Hinte, der den Forst Jahrzehnte betreut, gepflegt und gestaltet hat, gar nicht mehr aus seinem Dienstzimmer schauen und ansehen, was vor allem einseitiges Jagdinteresse

aus dem Wald macht. „Wenn der Wald erstmal privatisiert ist, dann sinken die Eingriffsmöglichkeiten rapide. Solange sich der Besitzer an das Waldgesetz hält, kann er machen, was er will.“

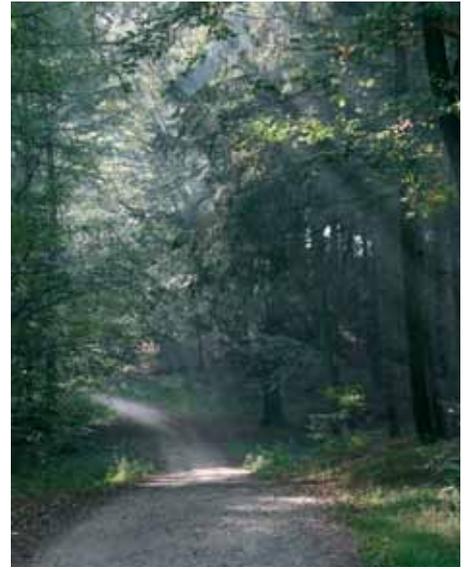
Da sich die Forstreviere in den letzten Jahren erheblich vergrößert haben, hat Andreas Hinte gar nicht die Zeit, lange über seinen alten Forst nachzudenken. Er hat mit der 1200 Hektar großen Granitz, der Baaber Heide auf Mönchgut, den Küstenschutzwäldern, die er mit dem Staatlichen Amt für Umwelt und Naturschutz in Stralsund betreut,

und den restlichen Splitterflächen alle Hände voll zu tun. Viele Waldflächen in seinem Revier stehen unter Naturschutz. Es sei gerade in den Kiefernforsten nicht einfach, Naturschutz und Forstwirtschaft unter einen Hut zu bekommen, aber er erziele ein positives Betriebsergebnis, sagt der Revierleiter nicht ohne Stolz. „Ich bin zufrieden mit dem derzeitigen Stand.“

Der Wald in der Granitz gehört dem Landschaftspflegeverband Ostrügen e.V. und der hat mit dem Forstamt einen so genannten Beförsterungsvertrag

Der „Rasende Roland“ stellt heute kaum mehr eine Waldbrandgefahr dar. Früher war die verfeuerte Koble von so schlechter Qualität, dass ein Streckenläufer dem Zug folgen musste, um Brände durch den Funkenflug zu verhindern.





Für die Holzbewirtschaftung und den Tourismus sind die Wege im Wald gleichermaßen von wichtiger Bedeutung. Ob Trampelpfad, Pflaster oder wassergebundene Decke: Jeder Weg entfaltet seinen eigenen Charakter.

geschlossen, um die hier abgesteckten waldbaulichen Ziele zu erreichen. Natürlicherweise wäre die Granitz – wie die gesamte Insel Rügen – zum überwiegenden Teil mit von Buchen dominierten Wäldern bestockt, wie es in der Forstsprache heißt. Es würden sich aber auch Eichen, Hainbuchen und Kiefern in den hiesigen Wäldern finden. Förster Hinte hat die Aufgabe, die hier nicht heimischen Baumbestände herauszunehmen, Lärchen und Douglasien auszulichten, damit die Buchen wieder einwandern. Von heute auf morgen ist solch ein Waldumbau nicht zu bewerkstelligen. Förster Hinte arbeitet seit 30 Jahren in der Granitz, kennt die Beschaffenheit der Standorte und ihren Baumbestand in- und auswendig. „Früher spielte der Naturschutz hier kaum eine Rolle, für die DDR-Forstwirtschaft ging es darum, so viel Holz wie möglich in kürzester Zeit zu produzieren. Die Buche wächst hier oft auf Böden, die aus forstwirtschaftlicher Sicht für das schneller wachsende Nadelholz gute Standorte sind. Daher hat man in den 50er und 60er Jahren Buchenkahlschläge vorgenommen und vor allem Douglasien eingebracht.“ Sicher, man könne die jetzt alle schnell abholzen, aber in den Nadelholzkulturen stecke viel Arbeit und er

sehe nicht ein, warum man das Geld zum Fenster rauswerfen solle. Er warte, bis die Bäume hiebreif sind und auf dem Holzmarkt einen guten Preis erzielen. Bei einem Stickstoffeintrag von 30 Kilogramm je Hektar und Jahr aus der Luft, würden die Böden mit so viel Nährstoff versorgt, dass die Nadelhölzer gut gedeihen. Dieses Potential zu nutzen und den Waldumbau behutsam vorzunehmen, sieht der Förster als seine Verantwortung. „Einfach einen Zaun drum zu machen und zu sagen, da mache ich nichts mehr“, wäre ihm auch zu einfach. Warum solle man nicht heute von der intensiv betriebenen industriellen Forstwirtschaft der DDR profitieren? Man müsse sie ja nicht fortsetzen. Er habe auch den Eigentümer davon überzeugen können, langfristig auf den Buchenmischwald hin zu arbeiten und statt mit Projektmitteln für den Naturschutz im Wald stehendes Geld zu vernichten, die Mehrerträge aus dem Holzverkauf über einen längeren Zeitraum in die Landschaftspflege zu investieren. „Der Landschaftspflegeverband als Eigentümer ist ein Glücksfall!“ Bis 2007 wird der Verband voraussichtlich noch im Besitz der Granitz bleiben, die er im Rahmen eines Naturschutzgroßvorhabens erworben hatte. Was danach passiere, wenn der

Wald wahrscheinlich an die Gemeinden Binz und Sellin fallen wird, wird man sehen müssen, meint der Förster. Vielleicht stellen sich die neuen Eigentümer in die Tradition der fürstlichen Forstwirte vor 1945, die auch bei knappster Kasse nicht mehr eingeschlagen haben, als für eine auf lange Sicht gesicherte Rendite aus dem Forst verträglich war.

„Die Gestaltungsmöglichkeiten, die ich hier als Förster habe, sind riesig. Die Aussaat ist heute kein Problem mehr. Es gibt alle Baumarten, die ich brauche, wo

Forstamtmann Andreas Hinte betreut über einen „Beförsterungsvertrag“ die Waldungen in der Granitz.



Lärchen mit Laubholzunterbau. Auf lange Sicht werden die Nadelholzkulturen in der Granitz Laubmischwäldern weichen. Da in jedem Nadelbaum Arbeit und Geld steckt, ist Förster Hinte an einem wirtschaftlich wie ökologisch sensiblen Waldumbau gelegen.



ich nicht auf Naturverjüngung setzen kann. Ich kann gezielt Bäume freistellen, um sie zu voller Entfaltung zu bringen, Sichtachsen an- aber auch freilegen.“ Fährt man mit Andreas Hinte durch die Granitz und lässt sich zeigen, wie die jungen Buchen von selbst in aufgelichtete Nadelholzbestände einwandern, wo er vorsichtig eingeschlagen und zwischen den Lärchen gepflügt hat, um Laubbäume zu setzen oder welche belebende Wirkung ein kleiner Kahlschlag unter einem Hektar bringt, dann spürt man, dass er hier gerne forstert. „Von allem was parat halten“ ist seine Devise, „wir wissen ja nicht, was kommt.“ Unsere Vorfahren hätten das auch so gemacht.

Der Holzbedarf habe sich in den letzten Jahren verfünffacht. Ohne Nadelhölzer könne er Bauholz oder die langen geraden Stangen für die Reusen der Fischer auf Dauer nicht liefern. Die Möglichkeiten für eine regionale Holzvermarktung wüchsen wieder. „Warum müssen wir im Biosphärenreservat Weihnachtsbäume aus Dänemark kaufen? Bis zur Wende gab es die hier auch.“

Für die regionale Produktion, auch für die Holzproduktion, habe das Biosphä-

renreservat zu wenig getan. Sicher, es gebe die Holzmesse, aber dort hätten sich mit der Zeit zu viele Händler getummelt, die kaum noch etwas mit Holz zu tun gehabt haben und zu wenige wirkliche Holzproduzenten. Die Forstverwaltung habe dort ihre Technik vorgestellt, regionale Forstgeschichte der Region und die anstehenden Aufgaben des Waldumbaus erläutert, Brennholz verkauft und Wildbret angeboten. Letztlich habe man sich aber aus Kostengründen zurückgezogen.

Die moderne Technik kommt auch in der Granitz zum Einsatz. Wenn die 40 bis 50 Jahre jungen Nadelholzbestände zu durchforsten sind, rücken Holzvollerntemaschinen an, die Harvester. Nur einfache Holzschläger einzusetzen, das wäre zu teuer. Die kämen zum Einsatz, wenn Einzelstämme zu schlagen seien. Wo was einzuschlagen ist, liegt ausschließlich in den Händen des Försters, Hinte zeichnet jeden Stamm einzeln an, der geerntet werden soll. Bei der Reviergröße sei das kaum zu schaffen, sagt er. Liegen dann die Stämme oder aufgestapelte Langholzabschnitte am Weg, käme es schon mal vor, dass das Biosphärenreservat aufgeregt anrufe. „Dem Holzstapel kann man es ja nicht ansehen, ob der Eingriff schädlich

oder verträglich war. Da gibt es mitunter auch unterschiedliche Ansichten, wie mit dem Wald umzugehen ist. Der Informationsfluss ist das Entscheidende“, so Förster Hinte, „er muss ständig am Leben gehalten werden. Man muss wissen, wer was wo macht. Und jeder muss Verständnis für den anderen haben.“

Das Biosphärenreservat, dessen Verwaltung am südlichen Rand der Granitz in einem alten Forsthaus untergebracht ist, ist für Hinte auch eine Hilfe. Die Ranger der Naturwacht, allesamt ehemalige Forstarbeiter oder Forstwirte, sehen hier öfter nach dem Rechten und nehmen so einen Teil der hoheitlichen Pflichten wahr, die neben der Beförsterung ja auch zu den Aufgaben eines Revierförsters gehören.

Die kleineren Waldgebiete, die im Revier Zargelitz zu betreuen sind, stellen eine ganz andere Herausforderung dar. Oft handelt es sich um Bauernwälder, kleinste Waldstücke, die mit der Bodenreform an die Neubauern verteilt worden sind. In der Not nach '45 seien sie stark übernutzt worden: Fast gänzlich kahl geschlagen seien oft nur die schlechten Bäume stehen geblieben. Dann habe die Natur ihren Teil getan, ohne dass sich jemand wirklich



Der Schwarze See einschließlich eines 100 Meter breiten Waldstreifens um ihn herum gehört zu den Kernzonen des Biosphärenreservates. Hier ist jede Holznutzung tabu. Ein Wanderweg führt die Besucher bis an das Ufer.

gekümmert hätte. „Aus forstlicher Sicht katastrophal, da steht wenig verwertbares Holz drauf. Und oft sind es heute viele Eigentümer, die sich nicht einig sind. Drei wollen verkaufen, einer will nicht. Dann lassen sie alles stehen und der Wald bricht Stück für Stück zusammen. Schließlich soll es der Förster richten. Die Erbgemeinschaften sind ein Fluch.“ Mit den vielen Kleinprivatwaldbesitzern Forstbetriebgemeinschaften aufzubauen, um die Splitterflächen sinnvoll bewirtschaften zu können, sei schwierig. Erstmal müsse die Bindung zum eigenen Wald wieder gestärkt werden. Da reiche es oft schon, die Leute dazu zu bewegen, ihr Brennholz im eigenen Wald zu machen, statt auf Sammelschein in der Heide oder der Granitz. Mit Druck ginge da gar nichts, da brauche es Vorreiter. Und viel Zeit, um mit den Menschen zu reden, die er in einem so großen Revier leider oft nicht mehr habe.

Auch für die Auseinandersetzungen mit den Gemeinden brauche er mehr Zeit als früher. „Keinen Zentimeter werde ich mehr für Siedlungen abgeben. Erst wollen sie nur einen Stellplatz für die Mülltonnen am Waldrand, weil die Grundstücke zu klein sind und dann wächst ein Garten draus. Früher ging das so alles pö a pö, dass man in den siedlungsnahen Wald hineinbaute, es kannte ja keiner die genauen Grenzen.“ Diese Zeiten seien vorbei, sagt der Forstamtmann. „Es kommt auf jeden Baum an!“

Eigentlich hatten sie ja nach Usedom gewollt, sagt das Paar aus Bonn. Doch die Bahnverbindung nach Rügen sei besser und die Insel für sie noch Neuland gewesen. Ein schönes Hotel mit Wellnessangeboten hätten sie auch gefunden. Aber sie kämen gar nicht dazu, es auszunutzen, die Landschaft habe zu viel zu bieten. Ständig treibe es sie hinaus zum Wandern, sagt er. Oder auf Führungen wie eben zu den Hügelgräbern, fügt sie hinzu. Jetzt nähmen sie noch einen kleinen Imbiss und dann ginge es mit dem „Rasenden Roland“ zurück.



Mission Naturschutz

Ein Touristikunternehmen macht Naturschutz zum Ferienspaß.

Die Appartementvermietung Rügen im Ostseebad Göhren, kurz AVR, unterbreitet ihren Gästen ein besonderes Angebot. Geführt von Scouts kann, wer will, auf Entdeckungstour ins Biosphärenreservat aufbrechen und für kurze Zeit in die Rolle eines Rangers schlüpfen. Betrachtet man die Angebote, scheinen der Vielfalt kaum Grenzen gesetzt zu sein: Man wird eingeladen zu einer Schwalbenralley oder zu einer Kleintiersafari, ins Strandlabor,

auf eine Fledermausnacht und nicht zuletzt zum Wasservogelmonitoring auf dem Seekutter „Seedüwel“ im Vogelparadies der Having. Das Biosphärenreservat ist zwar klein, aber zu entdecken gibt es reichlich.

UrlaubsRanger heißt das europaweit einmalige Projekt, das die AVR gemeinsam mit den Naturschutzverbänden World Wide Found for Nature (WWF) und

Naturschutzbund (NABU), unterstützt durch die Naturwacht des Biosphärenreservates, auf der Insel aus der Taufe gehoben hat. „Abenteuer Naturschutz!“ lautet die Mission. 2005 hat sie begonnen. Über 6000 UrlaubsRanger sind ihr bisher gefolgt.

Angefangen hat alles mit dem Family Club, den die Hotelbetriebsgesellschaft AVR 1999 gründete, um ihren Ferien-

Scouts für die Gäste rund um Göhren zeigen und erläutern die verschiedenen Lebensräume, die das Nordperd bietet. Die aktiven Kliffs am Nordstrand gehören dazu.





Nadine Förster und Georg Heissler sehen die AVR UrlaubsRanger als ein Bindeglied zwischen Tourismus und Naturschutz. Das Logo zeigt es.

gästen den Urlaubsaufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Während die Sportlehrer unter den Freizeitanimateuren die Eltern zu Sport- und Fitnessangeboten einluden, nahmen junge Pädagogen sich der Kinder an. „Viele der Angebote hatten schon damals mit Natur zu tun“, erinnert sich AVR Geschäftsführer und Gesellschafter Georg Heissler, der 1995 auf die Insel kam. Aber nicht nur in seinen Augen hatte Mönchgut mehr zu bieten, als nur eine schöne Kulisse für Wellness-, Sport- oder Fitnessangebote abzugeben. Mit Nadine Förster, die im Unternehmen gelernt und neben ihrem Tourismusstudium in Stralsund den Family Club leitete, brachte er die Idee einer landschaftsverbundenen Freizeitanimation auf den Weg. Hinter Strand, Meer, Wäldern und Wiesen verbirgt sich eine Welt voller Spannung und Faszination, die es zu entdecken lohnt. „Wir wollten bewusst die Vorteile des Standortes Biosphärenreservat auf der Insel nutzen. Südost-Rügen bietet alles, was es für einen spannenden Sommerurlaub braucht. Verschiedenste Lebensräume liegen hier eng beieinander. Für viele Urlauber sind Themen wie Ressourcen- und Landschaftsschutz nicht neu. Film und Fernsehen haben sie für Naturthemen sensibilisiert. Warum sollten Naturschutz und Tourismus nicht Hand in Hand gehen?“

Um dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen, brauchte man kompetente Partner. Nach Möglichkeit sollten sie vor Ort an Naturschutzprojekten arbeiten, in die auch Laien ohne größere Schwierigkeiten für einen Tag hilfreich einsteigen können und die einen hohen Erlebniswert haben. In den Naturschutzverbänden fand man sie. Beide engagieren sich unter anderem im Vogelschutz und haben kaum Personal für ihr Monitoring. Der WWF beobachtet in der Having die Entwicklung der Bestände seltener Vogelarten von der Seeseite. Er hat ein Auge darauf, dass die sensiblen Uferzonen von Störungen durch zu nah heranfahrende Boote verschont bleiben. Der NABU ist landseitig aktiv und kümmert sich zum Beispiel um die Uferschwalben, die in den Steilküsten brüten. Die Unterstützung bei der Beobachtung, Kartierung und Zählung der Vögel, so Heissler, passte ausgezeichnet ins Konzept: Die UrlaubsRanger würde ein spannender Tag erwarten, an dem sie einiges über die heimische Vogelwelt lernen können.

Am AVR Hotel Meeresblick warten die Scouts Jens und Norbert - Landschaftsökologe der eine, Landschaftsplaner der andere. Sie begrüßen ein älteres Paar aus Wiesbaden, das sich für eine Entdeckungstour rund um Göhren hier eingefunden hat. Das Paar ist über Film und Fernsehen auf die Insel aufmerksam geworden und möchte sie nun selbst erleben.

Die Tour beginnt am Nordstrand. Bald geben Herzmuschel, baltische Plattmuschel und Sandklaffmuschel von Hand zu Hand, werden Gabeltang und Fadenalgen betastet, wird dem aufmerksamen Paar erklärt, dass die Seepocke ein Krebs ist und die Rotalgen es sind, die hier so fürchterlich stinken. Ein Sandlaufkäfer wird kurz zum Hauptdarsteller. Bevor es hoch in den Nordperdwald geht, erfahren wir, dass man ein aktives Kliff nicht nur an den Abbrüchen sondern auch an Pioniergehölzen wie der jungen Birke erkennen kann. Der Efeu verzaubert Buche und Bergahorn, die hier den Wald prägen. Am warmen Südbang wachsen Eiche, Birne, Apfel. Die Zitterpappel lässt ihre Blätter tanzen. Der Abstieg hinunter zum Südstrand führt an Sanddorn und Stechapfel vorbei. Die letzten Uferschwalben streifen an der Kliffkante entlang. An der alten Schwedenbrücke blieb die Suche nach dem grünen Heupferd erfolglos. Zurück, hinein nach Göhren, geht es über Magerasen auf dem Pommersche Rauwollige im Schatten einer Eiche lagern. Der Blick geht weit aufs Meer. Die letzten Grasnelken leuchten in der Sonne.





Urlauber an Bord des „Seedüwel“ beim Wasservogelmonitoring auf der Having. Spaß haben, etwas lernen und dabei den Naturschutz unterstützen – für nicht wenige Touristen ein willkommenes Angebot.

„Auch wenn solche Synergien die einmalige Chance bieten, inhaltlich wie fachliche Projekte auf die Beine zu stellen“, sagt Heissler, „zum Nulltarif bekommt man sie nicht.“ Einige Tausend Euro hat die AVR in die Instandsetzung des zweimastigen Kutters „Seedüwel“ investiert, mit dem die UrlaubsRanger regelmäßig vom Hafen Seedorf auf die Having hinausfahren können.

Damit nicht genug. Das Vogelmonitoring ist zwar ein Höhepunkt, reicht aber für ein marktfähiges Freizeitprogramm nicht aus. Zehn Programmpunkte pro Tragumfasse das Angebot für die UrlaubsRanger, so Projektleiterin Förster, die meisten seien integrativ ausgerichtet und richteten sich an alle Altersgruppen. Hohe Anforderungen an die Kommunikationsfähigkeiten der Scouts, wie die Animatoren im Projekt genannt werden. Meist sind es junge, aufgeschlossene Ökologen, Biologen

oder Geografen, die den großen und kleinen UrlaubsRangern die Landschaft nahe bringen. Den Kinderangeboten würde besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da den Kindern oft eine Multiplikatorenrolle zukomme. Ziehe man mit ihnen zum Beispiel morgens los und suche in Göhren Nester der Rauch- und Mehlschwalben, um das schwalbenfreundlichste Haus zu prämiieren, könne man am Abend auch ihre Eltern dabei beobachten, wie sie nach den flinken Fliegern Ausschau

Die Zeit, eingehend und fachkundig auf die Fragen der Gäste einzugehen, ist einkalkuliert.

Ob Blasentang, verschiedene Muschelarten, Sandlaufkäfer oder Fünffingerkraut: Nicht nur die schönen Panoramen, auch den kleinen Teilen, die zum Mosaik einer Landschaft gehören, wird Aufmerksamkeit geschenkt.



halten. Solche Ferienerlebnisse blieben hängen. „Wir müssen immer wieder neue Naturgäste suchen, gezielt dieses Klientel aufschließen.“ Daher baut Georg Heissler auf solche Dominoeffekte und auf offene wie öffentlichkeitswirksame Netzwerke, wie dem zwischen dem WWF, dem NABU und der AVR.

Es gäbe zwar ein enges Verhältnis zu den Rangern des Biosphärenreservates, mit denen man gemeinsam Veranstaltungen bestreite und die auch die Scouts in die örtlichen Besonderheiten der Landschaft einführten, aber zum eigenen Netzwerk zählt Heissler die Verwaltung des Biosphärenreservates bislang nicht. Das hätten die Amtsstrukturen bisher verhindert. „Um die Wünsche der Touristen zu befriedigen, dafür reichen Führungen allein nicht aus. Eine weitere Ausrichtung auf die Bedürfnisse des Tourismus im Reservat kann die Amtsstruktur jedoch nicht leisten. Aber genau das müsste getan werden, um das Reservat für unsere Gäste erlebbar zu machen. Wir tun das. Anders können wir mit dem Projekt UrlaubsRanger am Markt nicht bestehen.“ Die Vorstellung, dass der Region der Status eines Biosphärenreservates abhanden kommen könnte, weil es

nicht gelingt, die inhaltlichen Ansprüche an eine solche Modellregion mit Leben zu erfüllen, behagt Georg Heissler gar nicht. „Das wäre ein tödlicher Hieb! Und zwar für jedes Hotel. Jeder nutzt doch den so positiv besetzten Titel UNESCO Biosphärenreservat. Das Biosphärenreservat kann richtig zum Motor der Region werden, aber noch hat ihn niemand angeschmissen.“

Georg Heissler und Nadine Förster werden darauf nicht warten, dafür haben sie keine Zeit. Sie arbeiten an einem Herbstprogramm für ihre UrlaubsRanger. Die Inspiration holen sie sich auf den Zicker Bergen. „Wenn man dort oben steht, in Richtung der Greifswalder Oie schaut, das Zusammenspiel von Wasser und Land, die runden Formen dieses märchenhaften Ensembles genießt, spürt man die Schwingungen der Landschaft und kann aufladen.“

Jetzt im Herbst sind die Nisthöhlen der Uferschwalben verlassen. Im Sommer beobachten die Scouts mit Kindern diese flinken Flieger und zählen dabei den Nachwuchs der geschützten Vogelart.



Die Landschaft gehört uns

Als Bürgermeister hat man die Verantwortung und das Recht, für die Landschaft zu wirken.

Der Klassenfeind habe seinen Fuß auf Mönchgut gesetzt, so hatte die Rügener Kreisleitung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, kurz SED, in einer Notiz den ersten Landschaftstag Mönchgut kommentiert. Veranstaltet wurde er im Oktober 1985 in Baabe, ausgerichtet vom Kreisverband der Gesellschaft für Natur und Umwelt im Kulturbund der DDR. Dessen Anspruch war es gewesen, eine Konzeption für die Pflege der Mönchguter Landschaft auf den Weg zu bringen. Die Frage war, wie eine sinnvolle

und sich ergänzende Mehrfachnutzung der Landschaft, vor allem durch die Landwirtschaft und den Tourismus, in einer der schönsten und ökologisch wie kulturhistorisch interessantesten Landschaften etabliert werden könnte. Die Organisatoren der Veranstaltung befürchteten eine rasante Veränderung der Landschaft und den Verlust ihrer besonderen Werte, wenn die Entwicklung nicht gesteuert würde. Ein Jahr zuvor hatte sich unter dem Dach der Kirche in Middelhagen eine Umwelt-

gruppe gegründet, die forderte, bestehendes Recht in puncto Umwelt umzusetzen. Außerdem ging sie gegen wilde Mülldeponien vor und versuchte, Widerstand gegen das Kernkraftwerk Lubmin bei Greifswald zu leisten. Um jenen, die sich nicht in der Kirche engagieren wollten oder konnten, das Mittun zu erleichtern, riefen die engagierten Mönchguter auch ein Aktiv der Volksvertretung Middelhagen ins Leben. Einer von ihnen war Ulrich Kliesow aus Alt Reddevitz, einem Ortsteil der Gemeinde, ein Fischer aus

Frühjahr 1993: Der Sandmagerrasen auf dem Schafberg bei Mariendorf steht in voller Blüte. Eine Augenweide für viele Gäste.





Ein stolzer Mönchguter: Bürgermeister Ulrich Kliesow.

einer alteingesessenen Familie, die ihre Verstorbenen seit Jahrhunderten auf dem Friedhof in Middelhagen zur letzten Ruhe bettet.

Ulrich Kliesow war es nicht gleichgültig, was auf und mit Mönchgut passiert. Geprägt von seinem Urgroßvater Fritz Worm, Dorflehrer und Heimatforscher aus Alt Reddevitz, der sich um den Erhalt der Volkskultur auf Mönchgut verdient gemacht hatte, war ihm wichtig, was in seiner Heimat passiert. „Die Landschaft gehört uns. Wir müssen uns darum kümmern. Müssen wir machen, Punkt!“ Diese Haltung hatte den Ortschronisten nicht nur in die Umweltbewegung und Kommunalpolitik geführt, sondern mit der ersten Kommunalwahl nach der Wende auch in das Ehrenamt des Bürgermeisters der Gemeinde Middelhagen.

Als 1990 das Biosphärenreservat Südost-Rügen eingerichtet wurde, schien es ihm ein gutes Instrument, um das Besondere an Mönchgut zu schützen, die Müllecken aufzuräumen und seine Heimat voranzubringen.

Sich als Bürgermeister für das Großschutzgebiet ausgesprochen und seinen Aufbau unterstützt zu haben, bezeichnet

Ulrich Kliesow heute als seine „Jugend-sünde“. „Wir wollten keine Behörde mit viel Macht. Für alles zuständig und für nichts verantwortlich.“

Mit dem Biosphärenreservat habe man die Verantwortung für die eigene Landschaft abgegeben, meint Ulrich Kliesow. Wohl nicht nur deshalb, weil der Verwaltung des Biosphärenreservates zugleich die hoheitlichen Funktionen einer Unteren Naturschutzbehörde übertragen worden sind und sie auf diesem Weg intensiv Einfluss auf die Bautätigkeit und Siedlungsentwicklung nahm – oft nicht im Sinn der Mönchguter Bürgermeister und der Bauherren oder Landeigentümer.

Auch weil an manchen Orten in der Landschaft „das Biosphärenreservat mit seinem Anspruch, das Besondere dieser Kulturlandschaft zu erhalten, versagt hat“. Auf dem Schafberg bei Mariendorf, auf dem Bakenberg auf Groß Zicker oder auf dem Fliegerberg in der Nähe von Alt Reddevitz, die zunehmend verbuschten oder gar bewaldeten und so ihren offenen Charakter verlören, sei das offensichtlich. „Auf dem Fliegerberg hat man entbuscht, den Besenginster herausgeholt, aber die Ebereschen und andere Bäume stehen gelassen. Das wird Wald.“

Sie entsteigen einem alten Mercedes Benz und schlendern durch Gager den Zicker Bergen entgegen. Sie war schon oft auf Rügen, für ihn ist es das erste Mal. Am Vormittag waren beide auf Klein Zicker spazieren. „Es war toll“, sagt er und nickt. Jetzt will sie ihm auch die Hügel auf Groß Zicker zeigen. „Seit ich das erste Mal auf Zicker war, ist es ein Muss für mich, wenn ich auf Rügen bin“, sagt sie und strahlt ihren Freund an. Wenn sie eine Weile auf dem Kammweg gelaufen sind, wird die Sonne langsam untergehen. Sie werden sich umarmen und zuschauen – und er wird wohl ein Stück mehr an ihrem Leben teilhaben.





Herbst 2006: Die fortschreitende Sukzession auf dem Schafberg verändert das Landschaftsbild. Für Ulrich Kliesow ein beklagenswerter Zustand.

So macht man die offene Landschaft kaputt. Und wenn es dann als Fehler eingesehen wird, steht der Naturschutz sich selbst im Weg, weil der Stammdurchmesser der Bäume so groß ist und sie nicht mehr gefällt werden dürfen, ohne gleichwertigen Ersatz zu schaffen.“

Für Ulrich Kliesow und seine Amtskollegen hatte es den Anschein, dass die Schutzgebietsverwaltung in den Siedlungsbereichen zu viel gegen die Leute und in den Außenbereichen zu wenig für das Land arbeitete. Es war an ihm, im Oktober 2004 die „Selliner Erklärung“ zu verlesen. In der hatten die Bürgermeister ihrem Unmut über die Politik der Biosphärenreservatsverwaltung Ausdruck verliehen und eine gemeinsame Arbeit an einer Entwicklungskonzeption für das Schutzgebiet an politische Forderungen geknüpft: Ein eigenes Amt für das Biosphärenreservat solle die Verwaltungseinheit mit dem Nationalpark Jasmund ablösen, die Funktion der Unteren Naturschutzbehörde gehöre an den Landkreis abgegeben und die Biosphärenreservatsverordnung überarbeitet. Schließlich solle das Amt seinen Sitz von Blieschow am Fuß der Granitz in einen der größeren Orte verlegen.

Die erste Forderung wurde zum Jahresbeginn 2006 erfüllt. Für Ulrich Kliesow ist dies kein Grund, von den anderen abzurücken. Geht es nach ihm, „muss das Biosphärenreservat in seiner jetzigen Form abgeschafft werden. Die geltenden Gesetze anwenden, das können wir selber, dazu brauchen wir keine Reservatsverwaltung.“ Es ist nicht allein der Stolz eines gestandenen Mönchguters, der ihn auf seiner Position beharren lässt oder gar jene Sturheit, die man gern den „Poken“ zuschreibt, sondern die Überzeugung, dass „die Gemeinden für ihre Landschaft verantwortlich sind.“ Es sei an den Mönchgutern, Mönchgut zu gestalten. Dieses Mandat ließe sich nicht an Landfremde delegieren.

Vernünftig wäre es in Kliesows Augen, wenn das Amt und die Gemeinden Hand in Hand zum Land zögen, um „die Biosphärenreservatsverordnung im Einvernehmen zu überarbeiten.“ Ulrich Kliesow sähe die Schutzgebietsverwaltung gern als einen kleinen Stab von vier bis fünf Menschen, Ökologen und Ökonomen, die geplante Projekte wie die laufende Praxis der Landnutzung fachlich beurteilten und dort, wo sie dies nicht könnten, die notwendige Fachkompetenz einkauften. „Wenn das Biosphärenreservat nicht ja

sagt, gibt es keine Förderung.“ Wenn die Eutrophierung der Having und der Wiesen zunehme, obwohl die Kläranlagen funktionieren, so der noch immer grünbewegte Bürgermeister, dann könne dies nur von Landwirtschaft kommen. Dann müsse gehandelt werden. Die Behörden täten aber nichts und er müsse allein bis zum Landwirtschaftsminister. „Gute fachliche Praxis“ hieße es dann, das könne es doch nicht sein. Eigentlich sei das Biosphärenreservat nicht streng genug.

„Heute wird die Landschaft stärker umgewandelt als je zuvor. Grenzertragsstandorte werden aufgegeben, dann kommt der Busch, weil keiner mehr Schafe braucht, da wir die Wolle von sonst wo kaufen. Die Landschaft ist das Spiegelbild der Wirtschaft.“ 2004 habe er lange überlegt, ob er sich noch mal zur Wahl stellen solle. Das Vorurteil, in Mönchgut sei die Welt in Ordnung, das stimme so nicht. „Hier entsteht ein soziales Gefälle so steil wie der Königstuhl.“ Er habe es so kommen sehen und deswegen lange gezögert, weil er keinem helfen und nichts verhindern könne. Die großen Ferienanlagen seien alle in fremder Hand und das Potenzial lasse sich endlos erweitern. „Ich kann den Bauantragstellern nicht nein sagen. Alle wollen was abhaben von den



Eine Beweidung mit Rindern wäre aus der Sicht des Biosphärenreservates eine Lösung, um den Magerrasen auf dem Schafberg zu erhalten. Dazu müsste er eingekoppelt werden, was jedoch die Zugänglichkeit für Touristen einschränkt. Dies wolle die Gemeinde hingegen nicht.

guten Jahren. Die Insel wird immer voller, immer mehr Betten, dann wird die Brühe dünner, das ist eben so.“ In der Landwirtschaft nähme der Arbeitskräftebedarf ab und den Betrieben ginge es damit gut. „Die Fischerei ist abhängig von politischen und sozialen Rahmenbedingungen. Will der Staat die Fischerei haben, ja oder nein? Die Dänen und Holländer sagen ja. Wir dagegen sind froh über jeden stillgelegten Motor“, sagt der ehemalige Vorsitzende einer Fischergenossenschaft.

„Hecht, Zander, Aal, Barsch sind überfischte, weil man vom Hering nicht mehr leben kann. Es wird selektiv gefischt, was der Markt nicht braucht, vermehrt sich.“ Die jungen Leute würden auswandern und die schönen, reichen Alten kämen. Sie kauften sich Eigentumswohnungen als Zweitwohnsitz, den man noch vermieten kann. „Warum sollen wir die Landschaft für die Fettsäcke erhalten, wenn wir hier weg müssen? Das sagen mir ehemalige

Fischer, Bauern ins Gesicht.“ Und wie er das sagt, spürt man, dass ihm Land und Leute am Herzen liegen und für Ulrich Kliesow das Besondere der Halbinsel am besten geschützt wird, wenn die, die hier leben und in der Landschaft arbeiten, ihr Auskommen von ihr haben. So wie es immer war. Ein Biosphärenreservat, das seinen Beitrag dazu leistet, gehörte für ihn dann wohl nicht abgeschafft.

Der Schafberg wie der nahe Fliegerberg bei Alt Reddevitz gehören zur Pflegezone des Biosphärenreservates. Die Verbuschung und langfristig die Bewaldung der schutzwürdigen Magerrasen zu verhindern, bedarf es abgestimmter und wirtschaftlich tragfähiger Nutzungskonzepte.



Im Auftrag der Gemeinden

Arten- und Biotopschutz durch den Landschaftspflegeverband Ostrügen e.V.

1979, in einer Zeit, da der Natur- und Umweltschutz mit Macht ins öffentliche Bewusstsein und in die Politik drängte, wurde in der BRD ein Programm aufgelegt, mit dem bundesweit schutzwürdige Teile von Natur und Landschaft mit gesamtstaatlicher Bedeutung für die Zukunft gesichert werden sollten.

Ähnlich dem allseits akzeptierten Auftrag, das kulturelle Erbe der Nation zu wahren, stellte man sich die Aufgabe, auch das Naturerbe zu erhalten. Mit der Wende wurde dieses Programm auf den Osten Deutschlands ausgedehnt.

Aus Angst, die Touristen würden Rügen

niederrennen, suchte der Verein INSULA RUGIA e.V. zu Beginn der 90er Jahre den Kontakt zum damaligen Bundesumweltminister Töpfer, um ihn zu überzeugen, die Boddenlandschaft Ostrügens in dieses Programm aufzunehmen. Der Landkreis Rügen und die Gemeinden auf dem östlichen Teil der Insel unterstützten die Idee des Vereins, der sich dem Schutz und der Pflege der landschaftlichen und kulturhistorischen Einmaligkeit wie der wirtschaftlichen Entwicklung Rügens verschrieben hatte. Die in Europa einmaligen Feuersteinfelder in der Gemeinde Lietzow, die als Truppenübungsplätze lange geschunde-

nen Areale östlich des kleinen Jasmunder Boddens mit der fast unberührten Halbinsel Pulitz bei Bergen, das insbesondere durch eingeleitete Abwässer der Gemeinde Binz und Einleitungen durch die Landwirtschaft fast zerstörte, ehemals artenreiche Flachgewässer Schmacher See, die Kesselmoore in der Granitz und auf Mönchgut, der Blocksteinstrand am Nordperd, die Lobber Seen und die von der Roten Armee ruinierte Halbinsel Klein Zicker: Diese und andere Biotope zurück zu gewinnen und zu erhalten schien auch den Gemeinden einiges Geld wert. Gemeinsam gründeten sie den Landschaftspflegeverband Ostrügen, der

Das Biosphärenreservat ist für Dr. Bernd Rost, den Geschäftsführer des Landschaftspflegeverbandes Ostrügen e.V., ein idealer Arbeitspartner für den Erhalt, die Pflege und die Entwicklung einer Kulturlandschaft.

Das denkmalgeschützte Windrad dient der Wasserstandsregulierung in der Lobber Seeniederung.



als gemeinnütziger Verein die Träger-schaft für das Naturschutzgroßvorhaben „Ostrügensche Boddenlandschaft“ über-nehmen sollte, wenn sich der Bund auf Rügen engagieren würde.

„Das tat er dann auch, weil es uns gelang, den naturschutzfachlichen Nachweis der Schutzwürdigkeit dieser Flächen zu erbringen und sie in einen großräumigen Biotopverbund einzubetten“, erinnert sich Dr. Bernd Rost, der als Geschäftsführer des Verbandes das Vorhaben von Anbe-ginn leitete. An den Wänden seines Büros im trostlosen Kopfbau des KdF* Bades Prora hängen großformatige Karten. Mit dem Mönchgut und der Granitz fallen weite Teile des Biosphärenreservates in das Projektgebiet des Landschaftspfle-geverbandes. Viele Flächen sind farbig hervorgehoben. „Das sind unsere Kern-gebiete, in denen wir seit 1995 gearbeitet haben oder noch am Werk sind. Nicht zu verwechseln mit den Kernzonen 1 des Biosphärenreservates, in denen bekannt-lich die Natur sich selbst überlassen wird.“ In den zurückliegenden zwölf Jahren haben er und sein Team gut zwölf Millionen Euro in die Entwicklung dieser Flächen gesteckt, um sie im Sinne des Ar-ten- und Biotopschutzes zu entwickeln.

„Die erste Bewährungsprobe des Ver-bandes war Klein Zicker auf Mönchgut“, sagt Rost, steht auf und holt eine schmale Mappe, die den Rückbau der russischen Militärliegenschaft dokumentiert. Bis 1990 unterhielt die Rote Armee auf der Halbinsel eine Radaranlage. „Dort, wo jetzt die Schwedentafel steht und von der Stadt Gustavia erzählt, die nie gebaut wurde, war ein Loch“, Rost schüttelt leicht den Kopf, als ob er es noch immer nicht glauben kann, „15 mal 20 Meter und 14 tief in den Berg eingetrieben, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Und dann war das alles noch Privatland, gehörte einem aus dem Dorf. Der Bund wie das Land waren erst der Auffassung, der Besitzer muss das mit dem Rückbau machen. Nicht das sie die Kosten tragen



Auf der Halbinsel Klein Zicker errichtete die Rote Armee nach 1945 einen Militärstützpunkt. Nach dem Truppenabzug Anfang der 90er Jahre blieb eine geschundene Landschaft zurück. Der Landschaftspflegeverband riss die baulichen Anlagen ab, entsorgte den Müll, entbuschte, rodete und säte die für den Magerrasen typischen Gräser an, um das für Mönchgut charakteristische Landschaftsbild wieder zu gewinnen. Ob Grasnelke, Johanniskraut, Flockenblume oder einzelne Eichen, Ebereschen, Wildbirnen inmitten von Weideland – Klein Zicker bietet heute wieder all das, was diese Kulturlandschaft auszeichnet.

** KdF – „Kraft durch Freude“ war eine politische Organisation der Nationalsozialisten mit der Aufgabe, die Freizeit der deutschen Bevölkerung zu gestalten und zu überwachen.*

und dann wird das Gelände als Bauland verkauft. Auf der anderen Seite war Klein Zicker seit 1990 als Teil des Naturschutzgebietes Mönchgut ausgewiesen und gehörte zu den Pflegezonen des Biosphärenreservates. Letztlich half die Bürgermeisterin von Thiessow, zu deren Gemeinde Klein Zicker gehört, das Problem zu lösen. Frau Zorn sicherte zu, dass die Gemeinde keine Bebauung zulassen wird. Waren wir froh, als der Eigentümer dem Rückbau zustimmte und die öffentliche Hand das Ganze zahlte!“ Damals habe er Frau Zorn schätzen gelernt.

Läuft man heute über Klein Zicker, finden sich kaum mehr Spuren dieser Vorgeschichte. Nur eine kleine Hinweistafel am Ende des Dorfes ist geblieben, der mittlerweile die Bilder abhanden gekommen sind. Für Bernd Rost ist die Halbinsel heute einer seiner liebsten Orte. Hier kennt er fast jeden Quadratmeter und sie alle können sich sehen lassen. Auch Überraschungen hält der Ort bereit. Als die Arbeit getan, die Bauten abgerissen, die

charakteristischen Schwünge des Inselkerns wieder hergestellt, standorttypische Trockenrasenmischungen angesät, die Wanderwege angelegt und mit Landwirten Pflegeverträge zur Beweidung mit Schafen abgeschlossen waren, riss ein Sturm Teile der Steilküste weg und Müll brach hervor. „Die Russen hatten ihre Abfälle einfach vergraben.“

Die Beseitigung von Altlasten und nachfolgende Rekultivierung ist nur eine der Aufgaben des Landschaftspflegeverbandes; Moorrenaturierung, Gewässerrestaurierung und Waldumbau sind die anderen. Hinzu kommen kleinere Projekte wie das Entbuschen von Flächen, die offen gehalten werden sollen oder der Bau von Fledermausquartieren.

Der Renaturierung des Niedermoores Neuensien hat man sich angenommen, da die Biosphärenreservatsverwaltung vergeblich versucht hatte, einen Deichrückbau oder zumindest eine ausreichend breite Schlitzung desselben zu erwirken.

Das nördlich des Neuensieners Sees zur Granitz hin gelegene Moor wurde seit den 70er Jahren durch ein Pumpwerk entwässert. Ein Deich verhinderte bei Hochwasser das Einströmen von salzhaltigem Brackwasser über die Lancker Bek, die den See mit der Having verbindet, in das Moor. Da nun mehr Süßwasser aus der Granitz in den Polder floss, süßte der langsam aus. Die Folge des Ganzen war ein Rückgang salzvertragender Pflanzen und ein Zuwachsen mit Brennesseln und Binsen. Durch das Abpumpen konnte der Moorkörper nicht mehr ausreichend mit Wasser versorgt werden und begann sich zu zersetzen. Nun drohte das Moor – nicht nur ein wertvoller Lebensraum, sondern auch eine wichtige CO₂-Senke – vollends kaputt zu gehen.

Um diesen Prozess aufzuhalten und die Flächen wieder mit ausreichend Wasser zu versorgen, musste erst das Grabensystem saniert werden, damit das einströmende Brackwasser schnell wieder abfließen kann.

Der Deich des Neuensieners Sees vor Lancken-Granitz wurde geschlitzt, um die Renaturierung des Niedermoores zu ermöglichen. Eine Brücke hält den Deichweg für Wanderer und Radfahrer offen.





Der Fleetgraben dient in der Neuensiener Moorniederung als Vorfluter. Er sichert die ausreichende Durchfeuchtung des Moorkörpers und führt das bei Hochwasser einströmende Brackwasser schnell wieder ab.

„Dann haben wir den südwestlichen Deich auf zehn Meter geschlitzt und auf Wunsch der Gemeinde Middelhagen eine Brücke darüber gebaut. Auf dem Deich verlief ein Rad- und Wanderweg und der sollte erhalten bleiben. Den nördlichen Teil konnten wir noch nicht schlitzen, weil noch nicht geklärt ist, ob dann Brackwasser in die Trinkwasser führenden Schichten eindringen kann.“ Für Rost ist es nur eine Frage der Zeit, dass auch hier der Bagger anrückt und dem Wasser freien Lauf gibt.

In der Niederung des Lobber Sees hingegen klappt es nicht so einfach, wieder naturnähere Wasserhältnisse zu etablieren, um den Moorkörper zu renaturieren. Der Landwirtschaftsbetrieb, der die Flächen gepachtet hat und hier Mutterkuhhaltung betreibt, wolle sein Wasserregime nicht aufgeben. „Dabei wurde

der Grundwasserspiegel zeitweise schon auf -1,36 Meter HN (Höhennormal) abgesenkt. Dadurch sackt die Torfdecke ab. Irgendwann läuft die Niederung voll wie eine Badewanne. Dann wäre sie landwirtschaftlich überhaupt nicht mehr nutzbar.“ Für Bernd Rost, der Landwirtschaft studiert und auf Rügen selbst einmal Vorsitzender einer LPG Tierproduktion war, eine unverständliche Haltung.

In solchen Fällen kann der Verband durch so genannte „Sicherungsankäufe“ das Land zu erwerben versuchen, um die Landnutzung seinen Vorstellungen anzupassen. Das wird in der Lobber Seeniederung auch getan.

„Sie sei wegen der Orchideen hier“, sagt eine der beiden Frauen, eine Lehrerin aus Berlin. „Knabenkraut zum Beispiel habe ich noch nie gesehen.“ Wenn dies in den wenigen Tagen, die sie auf Mönchgut verbringe, nicht klappt, ist es für sie auch nicht schlimm. „Rügen ist so abwechslungsreich und schön, dass man eh nicht alles mit einem Mal schaffen“; meint ihre Freundin, die schon öfter auf Rügen war.



In der Granitz sind die Eigentumsverhältnisse klarer, das Waldgebiet gehört dem Pflegeverband. Zwar liegen mit dem Kesselmoor Große Wiese und dem Schwarzen See zwei sensible Lebensräume im Wald, die als Kernzonen des Biosphärenreservates ausgewiesen sind, aber in der Granitz steht der Waldumbau im Vordergrund. „Hier nicht heimische Baumbestände sollen herausgenommen werden. Lärche und Douglasie werden ausgelichtet, damit Buchen einwandern. Dabei setzen wir auf Naturverjüngung. Bei der Douglasie, von der hier allerhand steht, funktioniert das nicht so einfach.“ Bernd Rost lässt das Revier von einem Landesförster betreuen, der die Bestände seit über 30 Jahren kenne und den Umbau behutsam voranbringe. Das ist für den Landschaftspflegeverband auch aus wirtschaftlicher Sicht sinnvoll, „bringt die Douglasie doch auch Geld“, sagt Rost. „Die Erträge fließen in die Projektnachsorge.“ Sie werden für die weitere Pflege der Biotope gebraucht, die der Verband mit hohem Aufwand in den letzten Jahren in der Landschaft wieder hergerichtet hat. Sie gehören jetzt zu einem Naturerbe von gesamtstaatlicher Bedeutung, wie es heißt, und die Region hat sich vor zwölf Jahren dazu entschlossen, es anzutreten, wenn es von Altlasten bereinigt ist.

Noch sei nicht alles geschafft, was sich der Verband vorgenommen habe, meint Bernd Rost. Das Naturschutzgroßvorhaben „Ostrügensche Boddenlandschaft“ sollte Ende 2006 zum Abschluss gebracht werden. Bei Bund und Land wurde deshalb eine Verlängerung der Projektlaufzeit bis Juni 2008 beantragt. Was danach geschieht, sei noch offen. Die Mitglieder möchten den Verband zwar erhalten, meint der Geschäftsführer, die offene Frage sei aber, wie. Eine Auflösung des Verbandes wird dabei nicht in Erwägung gezogen.

Der Umgang mit der Granitz sei vorbildhaft und könne vielleicht auch für andere Landschaftselemente einen Weg weisen, meint Rost. Mit ihren Rangern unterstütze das Biosphärenreservat den Verband als Eigentümer bei der Pflege des Waldes. Wie für alle Kerngebiete so sei auch der Pflege- und Entwicklungsplan für die Granitz in enger Kooperation und mit fachlicher Unterstützung der Biosphäre erarbeitet worden. Für den Landschaftspflegeverband, so Rost, sei das Biosphärenreservat der ideale Arbeitspartner. Allerdings sei die Kategorie Biosphärenreservat einigen Bürgermeistern sehr suspekt, weil es, bezogen auf die eigene Gemeinde, mitunter sehr unterschiedliche

Auffassungen zur Landschaftsnutzung gegeben hat und gibt. „Man akzeptiert nicht immer, dass die schöne Landschaft nur schön bleibt, wenn man eine touristische Übernutzung vermeidet. Die verhängnisvolle Kette des Massentourismus aber darf sich nicht schließen: Erst bringt man die Spaziergänger an die schönsten Orte, dann kommen die Radfahrer, schließlich wollen auch die Autofahrer bis ran und dann müssen sie alle auch essen und trinken.“ Im Landschaftspflegeverband, wo sich die Mitglieder auf eine gemeinsame Position im Umgang mit den Flächen einigen müssen, finde man dann auch eine Lösung. „Die Granitz können Touristen genießen, selbst zum Schwarzen See führt ein Weg.“

Für Bernd Rost ist die Ostrügensche Boddenlandschaft mit der Granitz und Mönchgut ein „traumhaftes Konglomerat aus dem Besten, was Rügen und seine Küste geologisch und von der Vegetation her zu bieten haben: aktive Kliffs, herrlichen Wald und weite Salzwiesen.“ Wir sollten uns intelligente Lösungen einfallen lassen, die Touristen in diese Landschaft zu führen, ohne deren Reize zu zerstören. Im Auftrag der Gemeinden und mit ihnen hat der LPV Ostrügen gezeigt, wie es gelingen kann.



Der Schwarze See in der Granitz. Es braucht intelligente Lösungen, um die Touristen in sensible Bereiche der Landschaft zu führen, ohne deren Reize zu zerstören.

Nicht ohne die Gemeinden

Für die Leiterin des Amtes für das Biosphärenreservat Südost-Rügen gehören Land und Leute zusammen

Das Kopfsteinpflaster der Kastanienallee von Lancken-Granitz zum Jagdschloss ist über die Jahrzehnte ausgefahren worden. Die Spuren der Fuhrwerke und Kutschen, die Holz aus dem Wald und Besucher hinauf zum Schloss brachten, zeichnen sich deutlich ab. Die Miniermotte setzt den Bäumen zu, lässt das Laub schon im Sommer welken. Auf halbem Weg, am südlichen Rand der Granitz, liegt Blieschow. An den Gleisen der Kleinbahn „Rasender Roland“, die hier seit gut 100 Jahren verkehrt, endet die Allee. Ein kurzes Stück Weg weiter, hinter einer Biegung, leuchten die roten Ziegel des ehemaligen Forsthauses

Granitz. Erbaut wurde es 1852 als Torhaus zum Jagdschloss, um den Zugang zum fürstlichen Revier zu kontrollieren. Hier arbeitet die Verwaltung des Biosphärenreservates Südost-Rügen.

Als Sabine Schlender zum Jahresbeginn 2006 die kommissarische Leitung des Großschutzgebietes übernahm, dachte sie, dass sie nur wenige Monate in dieser Funktion tätig sein würde. Es war ihr nicht leicht gefallen, die Außenstelle des Nationalparkamtes auf Jasmund zu verlassen, wo sie fünf Jahre das Dezernat „Wacht und Wald“ geleitet hatte und für die Führungen und Öffentlichkeits-

arbeit des kleinsten, aber von Besuchern hoch frequentierten, Nationalparks in Deutschland verantwortlich war. Im Zuge der Trennung von Nationalpark und Biosphärenreservat, die bis Ende 2005 in einem Amt verwaltet worden waren, erhielt sie die Weisung ihres Dienstherren, einstweilen das neu gegründete Amt in Blieschow zu übernehmen, bis über die Besetzung der Stelle entschieden sei.

Mit der Zeit ist Frau Schlender in die Arbeit des Amtes eingetaucht, hat ein Konzept für die zukünftige Rolle des Amtes erarbeitet, die entsprechende Personalstruktur durchgesetzt und sich

Sabine Schlender hat das Sagen im Amt für das Biosphärenreservat.

Einigen Bürgermeistern liegt der Amtssitz der Schutzgebietsverwaltung zu weit ab. Sie wünschten ihn sich in einem der Ostseebäder.



auf die Amtsleiterstelle beworben. „Vor allem wegen des guten Feedbacks, dass die Bürgermeister und Kurdirektoren mir gaben“, so die zugezogene Rügane-
rin, „mochte ich die Arbeit nicht mehr aufgeben.“

„Nichts ohne die Gemeinden“, so könnte ihr Konzept überschrieben sein. „Wir leben hier zusammen, ohne sie geht es nicht.“ Zunächst einmal sind diese Sätze dem Umstand geschuldet, dass die Siedlungsflächen feste Bestandteile des Biosphärenreservates sind und nicht - wie in den meisten anderen – ausgeklammert, wie Inseln in der geschützten Landschaft liegen. Viel wichtiger ist Frau Schlender aber etwas anderes. Worauf sie hinaus will, wird deutlich, als sie den Landschaftsraum beschreibt, in und für den sie arbeitet.

Das abwechslungsreiche Miteinander von Wasser, Wald, Wiesen und Äckern auf engstem Raum, das seichte Auf und Ab zwischen Hügeln und Senken, das immer neue Sichtachsen eröffnet, auch auf alte Dorfkerne, die hier noch da seien und sich einpassten – all das nennt sie wunderschön. „Die naturräumliche Ausstattung und die landschaftliche Prägung, die

die Fischer, Bauern und später die Hoteliers ihr gaben und die noch spürbar ist; die Balance zwischen Natur und Kultur“, das scheint sie fortschreiben zu wollen. Dabei täuscht sie sich nicht darüber hinweg, dass sich die Arbeits- und Lebensverhältnisse drastisch verändert haben. „Die Landwirtschaft war mal intensiver, heute verbuscht viel durch die Extensivierung. Um zum Beispiel den Fliegerberg bei Middelhagen oder die Hügel hinter Groß Zicker von Ginster frei als offene Fläche zu halten, müssen gemeinsam mit den Gemeinden Landwirte für die Bewirtschaftung dieser Flächen gewonnen werden. Ziegen wären gut. Aber wem kann man heute noch einreden, Ziegen zu halten? Zu Wasser sieht es nicht günstiger aus, die Boddenfischerei ist auf dem absterbenden Ast. Zum Glück gibt es noch einige aktive Fischer.“ Für das Amt, sagt dessen Leiterin, gäbe es nur die Handhabe, zu fördern. Für die Fischer in Middelhagen könne man den Landungsteg wieder aufleben lassen. Aber nur aus landschaftspflegerischen Gründen zu arbeiten, das ginge auch hier wohl gegen das Berufsverständnis der Fischer.

Lässt sich die Offenhaltung der Landschaft vielleicht mancherorts mit einem

Golfplatz auf den kargen Böden besser organisieren als mit einer Landwirtschaft? Für solche und ähnliche Fragen, die der Ökonomie wie der Ökologie zu nutzen versprechen, ist Frau Schlender offen. Allerdings heißt Offenheit für sie nicht Beliebigkeit. Sie möchte ein Konzept für alle Landschaftsteile Südost-Rügens, das die kommunale Selbstbestimmung achtet und den Gemeinden Spielräume für ihre Entwicklungen gibt, aber die Balance der Landschaft nicht aufgibt. Dass das Amt auch die Funktionen einer Unteren Naturschutzbehörde zu leisten hat, muss in ihren Augen nicht von Nachteil sein.

„Hier gibt es keine Industrie. Der touristische Mittelstand trägt die Wirtschaft. Die Region ist als Zweitwohnsitz beliebt. Der Bauboom hält an.“ Zöge man an einem Strang, ließen sich diese Prozesse gezielter führen. „Die Gemeinden gehen sehr sorgfältig mit ihrer Landschaft um“, meint Frau Schlender. Im Rahmen der Gesetze kann eine Untere Naturschutzbehörde, wenn deren Mitarbeiter auch eine die Landschaft schonende Regionalentwicklung im Blick haben, dieses Bemühen unterstützen.

„Was die Regionalentwicklung angeht, erwarten uns viele neue Aufgaben.“ Dem Anspruch eines UNESCO Biosphärenreservates gerecht zu werden und mit dem, was die Landschaft auszeichnet und an Ressourcen bietet, neue Wege nachhaltigen Wirtschaftens einzuschlagen, ist nicht einfach und ohne die hier lebenden und arbeitenden Menschen nicht zu leisten. „Hier sind wir erst am Anfang.“ Es gäbe nicht allzu viel Arbeit, gerade für die Jugend, die deshalb abwandere. Der Job-Motor Biosphäre, ein Projekt, das bereits vor Jahren auf den Weg gebracht wurde und Existenzgründer unterstützt, reiche hier allein nicht aus. Die meisten sähen ihre wirtschaftliche Zukunft touristisch geprägt. Spiele mit beliebten Motiven der Landschaft zu vermarkten, Naturführungen, Heuhotel und Radlerrast oder Englischkurse für

1997 vom Biosphärenreservat initiiert, um die Regionalentwicklung zu fördern: Die Rügener Holzmesse. Sie ist der jährliche Höhepunkt in der Öffentlichkeitsarbeit des Amtes und bietet Platz, um auch weitere Projekte in dieser Richtung zu präsentieren.





Frau Schlender sucht ein Entwicklungskonzept, das die kommunale Selbstbestimmung achtet ohne die Balance der Landschaft aufzugeben.

Bedienstete im Gastgewerbe – diese neuen kleinen Firmen seien auf das touristische Segment ausgerichtet, kaum jemand denke dagegen noch über die primäre Landnutzung nach: „Die nachhaltige Ressourcennutzung rangiert weit hinten.“

Dies ist kaum verwunderlich, haben doch selbst die angestammten Fischer, Schäfer und Rinderzüchter es nicht einfach, ihre Produkte zu vermarkten. Eine Perspektive sieht Frau Schlender in einer verstärkten Zusammenarbeit mit dem Verein Rügenprodukte e.V., der regionale Produkte von der Insel unter der Dachmarke „das Beste von Rügen“ vermarktet. Das Biosphärenreservat allein ist für eine solche Strategie zu klein. Will man regionale Wirtschaftskreisläufe aufbauen, muss man über den Tellerrand schauen.

In der Umweltbildung, dem vierten Arbeitsschwerpunkt im Amt, sei man in dieser Hinsicht weiter. Mit den Projekten „Juniorranger“ und „grünes Klassenzimmer“ bedient man auch Schulen, die außerhalb des Großschutzgebietes liegen; in Binz, Samtens oder Poseritz. Die Nachfrage sei groß und fördere die Akzeptanz für das Biosphärenreservat. Ohne die Hilfe von Mitarbeitern der Naturwacht wäre diese Arbeit gar nicht zu schaffen.

Die Kollegen im Granitzhaus, oben am Jagdschloss, hätten ja noch andere Aufgaben, etwa in der Öffentlichkeitsarbeit, und die seien nicht weniger wichtig, sagt Frau Schlender. Schließlich können der Fremdenverkehr und die einzelnen Gemeinden von einer informativen wie attraktiven Darstellung dieser einzigartigen Landschaft durch das Biosphärenreservat profitieren. Und so schließt sich der Kreis. Nicht ohne die Gemeinden heißt mit ihnen. Dafür braucht es allerdings ein gemeinsames Konzept. Bis dahin heißt es wohl, viel für eine ausbalancierte Entwicklung der Landschaft zu tun.

Auf der Wiese am Waldrand gegenüber dem alten Torhaus lädt ein Tastpfad die Besucher des Amtes ein, ihre Umgebung einmal anders wahrzunehmen, die Augen zu schließen und sie mit dem Tastsinn zu erkunden. Um in ungewohnten Situationen nicht zu stolpern, kann man sich auch von einem Partner führen lassen, steht am Eingang geschrieben. Sind Biosphärenreservate nicht in Vielem noch ungewohntes Terrain?

An den seichten Ufern der vielen Boddengewässer wächst das Schilfrohr. Vor gut 200 Jahren löste dieser nachwachsende Rohstoff das Roggenstroh als typisches Material für die Dacheindeckung der Bauern- und Fischerhäuser ab. Im Winter, wenn die See zugefroren ist, wurde das Rohr geworben, knapp über dem Eis schnitt man es ab. Für ein Bund muss ein guter Quadratmeter abgeerntet werden. Ein mit Schilf gedecktes Dach hält, je nach Standort des Hauses, 60 bis 80 Jahre. Rohr, das in Salzwasser wächst, soll härter sein und länger halten als jenes aus Süßwasser. Der Baustoff ist nicht billig. Wird ein neues Dach gedeckt, kommt das Rohr meist aus Polen, wo es preiswerter geerntet werden kann. Nur wenige schneiden Schilfrohr heute noch selbst. Eine industrielle Ernte in den ausgedehnten Uferbereichen Südost-Rügens lohnt nicht.



Mönchgut - ein „Paradies“ besonderer Art

Pfarrer Olav Metz in Groß Zicker betreut drei Mönchguter Kirchgemeinden – und fühlt sich sehr zu Hause.

„Bei meiner Entsendung im Jahre 1992 habe ich versehentlich die schönste Pfarrstelle Pommerns abbekommen.“ So resümiert Pfarrer Olav Metz seinen Arbeitsort. Wer das schmucke Pfarrhaus in der Boddenstraße aufsucht, wird ihm kaum widersprechen können. Auch das leuchtende Pfarrwitwenhaus in Groß Zicker, inzwischen fast so etwas wie eine Ikone für das Mönchguter Land, oder die kleinen aber geschichtsträchtigen

Kirchen, über die es viel zu berichten gäbe, fügen sich in das reizvolle Bild, das die Kirchgemeinden am südöstlichsten Zipfel Rügens abgeben.

Aber es ist keine selbstgenügsame Schönheit, der sich die Natur hier hingibt. Überall ist Platz für Menschen – für die Einheimischen und für die Urlauber. Der blumenreiche Pfarrgarten öffnet sich zum Ort mit einem Spielplatz voller

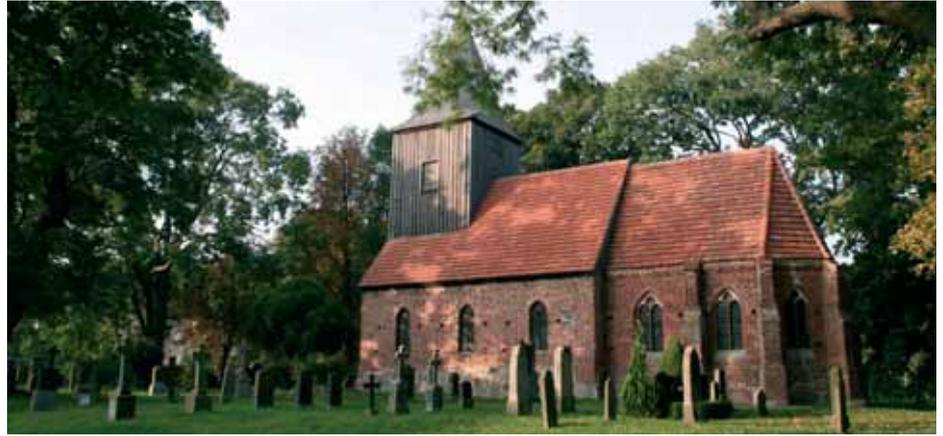
Holzskulpturen. Direkt hinter dem Haus schließen sich die Zicker Berge an. Der Weg führt vom Dorf aus über das Pfarrgrundstück in das Naturschutzgebiet – und passiert dort zuerst einen dörflichen Bolzplatz, den die Kirchgemeinde zusammen mit der Kommune und dem Biosphärenreservat auf ihrem Land eingerichtet hat. Olav Metz geht jede Woche in die Berge, die zu seinen liebsten Orten in der Landschaft gehören. Immer wieder

Der Pfarrgarten, reich an Blumen und Spielgeräten, öffnet sich zur Dorfstraße hin. Neben dem Pfarrhaus führt ein Wanderweg in die sanften Zicker Berge.





Hat „versehentlich die schönste Pfarrstelle Pommerns abbekommen“: Pfarrer Olav Metz.



Klein aber geschichtsträchtig – die alten Mönchguter Kirchen können einiges über die Landschaft erzählen, in die sie sich eingefügt haben.

sei der Eindruck groß, den die Landschaft auf ihn mache, die sich je nach Wetter und Jahreszeit so stark verändern könne. Die Berge sind für ihn auch ein Ort des Gebetes.

Für die Kirchgemeinden ist das Land auch Besitz: Über 90 Hektar gehören den Gemeinden, überwiegend Weideland, von einigen Waldstücken unterbrochen. „Wir haben die Flächen zu gleichen Teilen an unsere heimischen Landwirte verpachtet.“ Ein wenig Sorge bereite in einigen Bereichen die fortschreitende Verbuschung der Offenflächen. Hier und da sei der Dorn inzwischen so dicht, dass man nicht mehr spazieren gehen könne. Das Weidevieh komme gegen das Gehölz nicht an, vielleicht müsse man hier bald einmal eingreifen.

Metz stammt von Usedom, die pommersche Mentalität, das Landleben und der Akzent sind ihm nah, er liebt es, sein Holz zu hacken und sich ein paar Hühner zu halten. Als er nach zehn Dienstjahren auf Mönchgut wohlwollend gefragt wurde, ob er sich denn schon ein bisschen eingelebt habe, bestätigte Metz, aber ja, er sei hier „sehr zu Haus.“ Dass man auch nach Jahren noch ein Zugezogener sei, liege an der besonderen Gemeinschaft, die die Menschen auf Mönchgut bilden. Vor ihm haben dies schon andere Pfarrer erfahren und sich davon auch begeistern

lassen, wie etwa vor ca. 100 Jahren Pastor Steurich, der sich gemeinsam mit dem Lehrer Fritz Worm um die Dokumentation und Pflege der lokalen Kultur verdient gemacht habe. Auch Metz ist dieser Tradition verpflichtet und kennt sie ziemlich genau.

Die frühe Mönchguter Geschichte ist im Übrigen auch ein Zeichen für das friedliche Miteinander verschiedener Kulturen und Traditionen. Im Mittelalter haben hier z.B. Slawen, Dänen und Deutsche friedlich miteinander gelebt, was durch die Existenz eines slawischen, eines dänischen und eines deutschen Krugs belegt wird. Es ist schön, wenn auch heute gelegentlich etwas von dieser Toleranz zu spüren ist, die Verschiedenes nebeneinander bestehen lassen kann.

Mönchgut ist eine Gegend, in der die Arbeit des Pfarrers und der Kirchgemeinden zweigeteilt ist: „Im Sommer empfangen wir, wie alle anderen auch, die Feriengäste. Dann sind die Kirchen mit ihren Konzerten und Ausstellungen ein Anziehungspunkt für Menschen von überall her. Im Winter geht die Arbeit mehr nach innen: Man findet Zeit, sich um die Gemeinde, um die eigenen Leute zu kümmern.“ Eine schöne Abwechslung, findet er. „Am Ende des Winterhalbjahres freut man sich auf den Sommer und umgekehrt.“

Der Pfarrbereich setzt sich aus den Kirchgemeinden Middelhagen, Groß Zicker und Göhren zusammen und zählt etwa 800 Gemeindeglieder. Man teilt die Nöte der meisten ländlichen Regionen Nordostdeutschlands: Arbeitsplatzmangel, Abwanderung der Bevölkerung, also auch eine personelle Schwächung der Kirchgemeinden. Vieles muß deshalb ehrenamtlich gemacht werden. Küster können sich die Gemeinden zum Beispiel nicht mehr leisten, freiwillige „Kirchmeister“ werden daher die Verantwortung übernehmen. Die Eigenständigkeit und lokale Identifikation sei gegenwärtig manchmal nur schwer zu erhalten – beides sei aber unbedingt vonnöten, wenn sich die Kirchgemeinden auch in Zukunft selbst organisieren sollen.

Aber Pfarrer Metz weiß, dass seine Kirchen und ihre Dörfer schon schwierigere Zeiten erlebt haben – man denke nur an den Dreißigjährigen Krieg und seine verheerenden Folgen. „Insofern empfehle ich immer ein bisschen Gelassenheit.“ Konkret heißt dies, das Schicksal der Leute zu teilen, ihre Sprache zu sprechen und sich für ein gelingendes tägliches Leben einzusetzen. „Wir versuchen, unseren Teil zu tun und unseren Kindern geordnete und liebevoll eingerichtete Verhältnisse zu hinterlassen.“

„Ich würde gerne mal eine Zeitreise machen“

Für René Geyer sind die Gräberfelder auf Rügen ein ungeschliffenes Juwel.

Gestützt auf seinen Wanderstab, den Rucksack geschultert, erwartet René Geyer an diesem trüben Sonntagmittag seine Gäste an der Raststätte „Zum Jagd-schloss“, wie Frau Plüschke ihren Imbiss am Haltepunkt Garfitz der Kleinbahn nennt. Die beiden haben sich im Existenzgründerseminar „Job-Motor Biosphäre“ kennengelernt und unterstützen ein-ander seither. Außer im November steht er jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag

hier und begrüßt all jene, die sich von ihm in die Ur- und Frühgeschichte der Insel entführen lassen wollen. Von April bis Oktober wartet er montags, donnerstags und sonnabends in Groß Zicker am Ende der Boddenstraße. Hier startet er seine Wild- und Heilkräuterführungen.

Vier Erwachsene und ein Kind sind gekommen. Sicher wären dem „Natur-geyer“ mehr Teilnehmer lieber, aber eine

Führung absagen kommt für ihn nicht in Frage. Dem Biosphärenreservat widmet er die ersten Sätze. Die Landschaft mit ihrer besonderen Natur und Kultur brauche Schutz, Pflege und eine behutsame Entwicklung, sagt der gelernte Maurer. Er habe selbst Naturwächter werden wollen, betont Geyer, der in Baabe aufgewachsen ist, später nach Greifswald gezogen war, 2002 auf die Insel zurückkehrte und heute in Lancken-Granitz wohnt.

Im bronzezeitlichen Hügelgräberfeld der Nekropole Garfitz wurde nie systematisch gegraben. Einst ohne Bewuchs werden die heute von Eichen und Buchen bestandenen Gräber auch zukünftig nicht geöffnet.

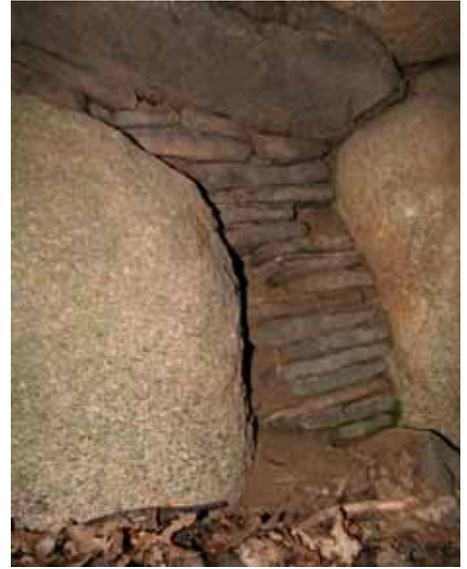




Naturführer, Bodendenkmalpfleger und Naturschutzwart René Geyer.



Die jungsteinzeitlichen Großsteingräber sind ein touristisches Pfund, mit dem man wuchern sollte.



Die Grabkammern sind akkurat verschlossen. Das Mauerwerk gehört zum ältesten, was in Europa zu finden ist.

Dass er heute Führungen durch die frühe Geschichte seiner Heimat in enger Partnerschaft mit der Biosphäre anbietet, habe mit der Aufgabe zu tun, Mensch und Natur wieder enger zusammenzubringen. Da tue er gerne mit.

Das erste Ziel ist die Nekropole Garf-titz, ein bronzezeitliches Gräberfeld aus mehreren Hügeln, keine 50 Meter hinter dem Imbiss in einem kleinen Wäldchen gelegen. René Geyer führt die Gruppe im Gänsemarsch einen Trampelpfad zwischen den Gleisen der Kleinbahn und einer kleinen Pferdekoppel entlang. Viele der Gräber seien nur schwer zugänglich, sagt er, den Weg hier müsse er selber freihalten, das gehöre eben dazu, wenn man etwas zeigen will. Nach wenigen Minuten sind die seichten, von Eichen und Buchen bestandenen Hügel erreicht, zwischen denen einzelne größere Findlinge liegen. Zwischen 3.800 und 2.500 Jahre sind diese Grabstätten alt, die die Ackerbauern und Viehzüchter außerhalb, aber immer in Sichtweite ihrer Siedlungen angelegt haben. Systematisch ausgegraben und untersucht worden seien diese hier nicht. „Man wird sie auch nicht öffnen, weil sie unter Bodendenkmalschutz stehen.“ Die meisten Funde aus dieser Zeit,

Bronzemesser und -schwerter, Beile stammten aus Grabhügeln, die man zu Beginn des 19. Jahrhunderts abtrug, um Platz für die Landwirtschaft zu machen. „Hier wird man nicht mehr graben. Wenn ein Landwirt aber mal einen Grabhügel anpflügt, wird ein Besichtigungsprotokoll gemacht.“ René Geyer ist selbst ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger und weiß, wovon er spricht. „Bestattet wurde in ausgehöhlten Eichen oder Buchen, in die die Toten samt Grabbeigaben mit Blick nach Osten hineingelegt wurden. Dann häufte man Erde über sie. Darauf kam eine Schicht Lesesteine, faust- bis kindskopfgröße Feldsteine, die das Grab schützen sollten. Zum Schluss noch einmal Erde.“ Die in Reihe liegenden großen Findlinge ließen vermuten, dass hier schon in der Steinzeit eine Begräbnisstätte war, erläutert er weiter. Nicht selten habe man damals ältere Anlagen aus der Steinzeit ein zweites Mal genutzt.

Als Rügen Mitte des 19. Jahrhunderts einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, ist man weniger rücksichtsvoll mit den Gräbern umgegangen. Geyer zeigt die Spuren einer alten Kiesgrube, der auch hier einiges zum Opfer gefallen sein dürfte. Auch Steinschläger hatten sich damals

an den großen Findlingen zu schaffen gemacht, um Baumaterial zu gewinnen. Sie kamen meist nicht von Rügen, da sich die einheimischen Bauern nicht trauten, Hand an die Steine zu legen. Die kannten und glaubten wohl länger an die Mythen und Sagen ihrer Heimat, meint Geyer und erzählt von den vier Zwergenarten auf Rügen, den weißen, den grünen, den grauen und den schwarzen Zwergen. Die grünen Zwerge sind in der Granitz zu Hause und zusammen mit den weißen den Menschen wohl gesonnen. Auch Malte zu Putbus hat den ur- und frühgeschichtlichen Wert dieser Anlagen erkannt und es zu seiner Zeit nicht zugelassen, die Steine der Gräber zu nutzen, aber vielen sei der Baustoff wichtiger gewesen. „Von den rund 1600 Hügelgräbern auf Rügen gibt es heute noch 590. Viele davon hier im Südosten.“

Wer weiß, wie viele Pflastersteine der Allee nach Lancken-Granitz, auf der Geyer die Gruppe weiter in die Urgeschichte der Landschaft führt, aus den Gräbern der Umgebung stammen? Einmal kniet er nieder und fährt mit der Hand über die Steine. „Wenn es trocken ist“, sagt er, „sind sie ziemlich unansehnlich. Im nassen Zustand tritt

ihre Schönheit voll hervor. Mit Jojoba-Öl eingerieben kommen auch kleine Steine, die viele vom Strand mitnehmen, erst so richtig zu Geltung. Nur so als Tipp.“ Den Weg zu den Großsteingräbern bei Lancken verkürzt er mit Sagen aus dem reichen Schatz, den Rügen zu bieten hat, erzählt vom wilden Jäger up Mönchgaud und vom Riesenstein bei Lonvitz, der dort läge, weil ein Riese sich über den Kirchbau in Vilmnitz so sehr geärgert habe, dass er ihn mit dem Stein zerstören wollte, in seiner Wut aber den Kirchturm verfehlt habe.

Dass man auch in christlicher Zeit alte Grabsteine zum Bau verwendete, zeigt Geyer an der Friedhofsmauer der Andreaskirche in Lancken-Granitz. Dort hat man neben Feldsteinen auch Stücke alter Grabplatten verarbeitet. Die Kastanien vor der Kirche sind ihm ebenso eine Erwähnung wert wie die herrliche Winterlinde in der Dorfmitte – oder dass neun Nadeln des Eibenbaums tödlich sind, wogegen sich aus Vogelbeeren ein leckeres Mus fertigen lasse.

Die sieben jungsteinzeitlichen Großsteingräber nahe Lancken-Granitz aus der Zeit der so genannten Trichterbecherkultur, benannt nach der Form der Keramik,

die die Menschen damals vor 5000 Jahren fertigten, sind das Ziel der Wanderung. An ihnen hängt wohl auch das Herzblut von René Geyer, denn seine Augen fangen an zu leuchten, als er seine Hand an den Wächterstein des ersten Grabes legt und mit den Erläuterungen fortfährt. Von einer der ersten Monumentalbauweisen redet er, davon, dass es noch immer ein Rätsel sei, wie die Menschen damals die riesigen Steine bewegt haben und dass es dieses Gräberfeld durchaus mit Stonehenge in England oder den Menhiren in Frankreich in der Wirkung aufnehmen könne. „Egal zu welcher Jahreszeit, die wechselnden Stimmungen sind unglaublich faszinierend.“ Die Hünengräber, wie sie im Volksmund genannt werden – was sich von Riesen herleitet und wohl damit zusammenhängt, dass man sich keine anderen Erbauer vorstellen konnte – waren früher baumlose Anlagen. Was hier heute wächst, hat der Eichelhäher gesät oder ist im Kot anderer Tiere hier gelandet. Der große Dolmen, die eigentliche Grabkammer, in der die Gebeine verschiedener Generationen bestattet wurden, war an der Nordsüd-Achse ausgerichtet. Die Lücken zwischen den großen, aufgestellten Steinen sind sauber mit Steinplatten vermauert. „Das älteste Mauerwerk

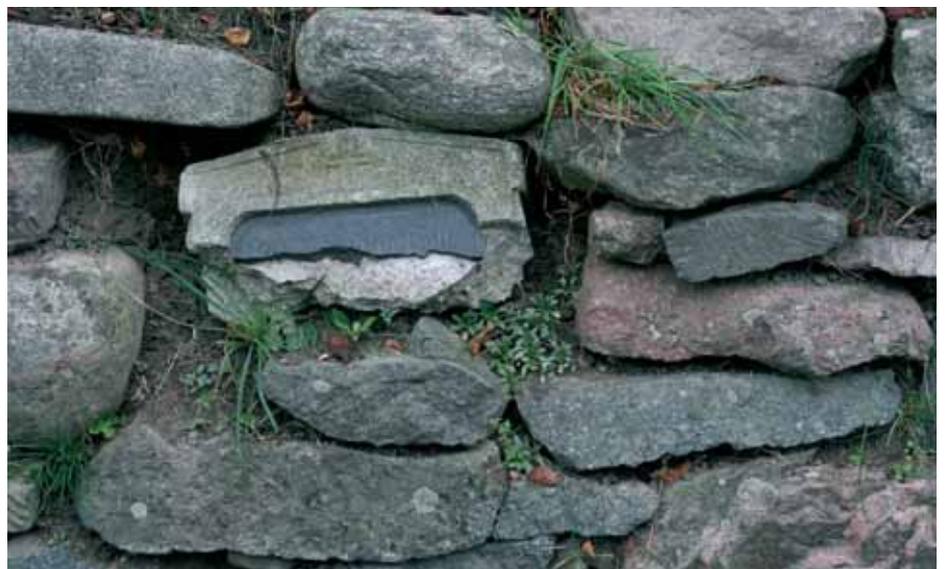
Europas“, sagt Geyer. Die Gräber wurden von Südosten her begangen, wo der windfangartige Zugang steht. Eine Steinsetzung umschloss die gesamte Grabanlage.

Von Grab zu Grab geht die Gruppe. Man streicht über die Steine, bewundert die verschiedenfarbigen Moose und wird auf die Löcher in manchen Steinen hingewiesen, denn auch hier haben die Steinschläger ihr Werkzeug angesetzt. Man staunt über die Kraft der Eichen, die manchen der Steinblöcke über die Zeit angehoben haben. Herr Geyer ärgert es maßlos, wenn er Abfall in den Gräbern findet. „Homo stupidus“, so nennt er verächtlich die heutigen Menschen, „die ohne zu denken rumlaufen und ihren Dreck in die Kammern schmeißen.“

19 Gräber habe es hier 1829 noch gegeben, aus denen einer Sage nach alle 100 Jahre die Riesen heraussteigen, um zu schauen, was aus der Welt geworden ist. „Sie würden heute wohl schnell wieder hineinspringen“, meint Geyer, der „gerne mal eine Zeitreise machen und vor 5000 Jahren über die Insel laufen würde; schauen, wie die damals gelebt haben.“ Der Funken ist schon lange auf die Gruppe übergesprungen. Man bewundert die

Ein Muss für jeden, der Rügen auf den Spuren der Romantiker durchstreift: das Gräberfeld am Fünffingerweg bei Lancken-Granitz.

Viele Großsteingräber wurden im wahrsten Wortsinn zerschlagen und als Baumaterial genutzt. Aber auch Grabstellen jüngerer Datums erging es nicht anders.





Gewinne die Ur- und Frühgeschichte im Südosten Rügens an touristischer Bedeutung, würde wohl auch die Gemeinde Lancken-Granitz profitieren.

Grabkammern, das Kind möchte natürlich wissen, was, wie und ob sie damals überhaupt spielten und möchte mehr Geschichten hören.

Am letzten Grab holt Geyer eine Kopie eines Teiles der „Special Charte der Insel Rügen“ heraus, die der Privatgelehrte Friedrich von Hagenow 1829 gefertigt hat. Auf ihr sind nicht nur filigran Berge, Wege, Dörfer, Seen, Wälder, Ackerfluren und der genaue Küstenverlauf verzeichnet, sondern auch jeder bis dato bekannte große Findling und jedes Hügel- und Großsteingrab. An ihr macht er noch einmal die Verluste deutlich. Von dem Gräberfeld zwischen Moritzdorf und Altensien ist nur noch eine der 43 Anlagen vorhanden. „Nirgendwo ist so aufgeräumt worden wie dort. Man stelle sich vor, es gäbe sie noch.“ Für René Geyer sind die noch existierenden bronze- und steinzeitlichen Gräber ein ungeheures Pfund für die Insel, mit dem man wuchern kann. „Sie sind wichtig

für die Identität“, davon ist er überzeugt – sind sie doch seit seiner Kindheit ein Teil seines Lebens. „Schade, dass nicht alle Stücke der hier ausgegrabenen Funde auf der Insel Rügen zu besichtigen sind. Das wäre ein Anziehungspunkt.“ Aber es gäbe auch so genug zu tun, sagt er, eine anständige Beschilderung wäre fürs Erste genug.

Auf dem Rückweg gibt Geyer noch etwas von seinem Wissen über die Wild- und Heilkräuter preis, als er am Wegesrand etwas Giersch stehen sieht. „Bis in die 50er Jahre kam dieses Kraut als Salat auf den Tisch. Unseren Großmüttern war es als Gicht- oder Zipperleinkraut bekannt. Die Blätter richtig gequetscht und auf die schmerzende Stelle gelegt, soll gegen Gicht helfen.“ So bereitet er sein Feld für die Kräuterwanderungen in den Zicker Bergen. Aber die beginnen erst nächstes Jahr im April wieder, wenn es dort grünt und blüht all über all.

„Ich wollte nicht länger zu Hause sitzen“, sagt Frau Plüschke, die seit 2004 auf dem Grundstück ihres Lebensgefährten einen kleinen Imbiss betreibt. Am Ende der Kastanienallee, die vom Ort Lancken-Granitz zum Jagdschloss führt, direkt am Haltepunkt Garftitz des „Rasenden Roland“, steht, von jungen Hecken eingefasst, ihr grüner Wagen. Ein Stück weiter hinten stellt sie ihren Gästen einige Parkplätze zur Verfügung. Sie bieten die einzige Möglichkeit, auf diesem Weg zum

Jagdschloss in der Granitz seinen Wagen abzustellen. Gebühren nimmt sie keine, aber ein Eis sollte mindestens verzehren, wer hier sein Fahrzeug abstellen will. Darauf achtet Mutter Plüschke, wie sie von Natur-Geyer genannt wird, der hier mit seinen Kunden zu den Hünen- und Hügelgräberführungen aufbricht. Sie haben sich über den Job-Motor Biosphäre, einem vom Biosphärenreservat initiierten Projekt für Existenzgründer, kennengelernt und versuchen, sich so gut es geht zu unterstützen. Zwanzig Jahre hat sie in Sellin Post ausgetragen, bevor sie arbeitslos wurde. Dann wagte sie den Weg in die Selbstständigkeit. Jetzt steht sie von Mai bis Oktober jeden Tag in ihrem Imbiss. Die Bärlauchbratwürste, die sie anbietet, sind zu empfehlen. Sie werden von einem Rügener Fleischer produziert, der den Bärlauch im Schlosspark von Putbus sammeln soll. „Reich werd' ich nicht. Ich komme über den Winter, und das ist ja auch der Sinn der Sache.“



Die Fischerei gehört an den Südstrand

In der Gemeinde Göhren gab es 70 Fischer – heute landet keiner mehr seinen Fang an den Stränden ums Göhrener Höft an. Die Bürgermeisterin Carola Koos möchte dies ändern.

Alle Wege nach Göhren führen bergan. Die Vorfahren der Göhrener waren die Einzigen, die ihr Dorf auf den eiszeitlichen Hügeln anlegten. Die Fischer-Bauern nutzten die Vorteile der exponierten Lage. Kurze Wege hinunter zu den Stränden, vornehmlich an den geschützten Südstrand des Göhrener Höfts, das seit dem 19. Jahrhundert Nordperd genannt wird, boten günstige Bedingungen für die Fischerei, der lehmige Sandboden war leicht zu bearbeiten, Holz konnte aus den nahen Waldungen geholt werden und Quellen gaben Süßwasser. Zwei alte Hofstellen blieben erhalten. Hier ist das Mönchguter Museum untergebracht und erzählt den Urlaubern von den alten Zeiten. Ob zu Fuß durch die Baaber Heide oder per Rad durch die Lobber Seenederung; mittlerweile binden Rad- und Wanderwege die „Hauptstadt Mönchguts“ gut in die Landschaft ein. Vor allem lohnt es sich, von Lobbe her, am Hessenwall, den Soldaten 1812 hier aufwarfen, vorbei, die Trampelpfade zum Speckbusch hinauf zu nehmen, um Göhren von seiner landschaftlich wohl schönsten Seite kennenzulernen. Die kleine Anstrengung lohnt sich. Denn hat man die Kirche erreicht, die an einem alten Grabhügel errichtet worden ist, liegt einem halb Mönchgut zu Füßen.

Nicht selten sitzt auch Carola Koos, die Bürgermeisterin Göhrens und Tochter eines Fischers, auf einer der groben Holzbänke. Der Speckbusch ist für sie, die in einer alteingesessenen Fischerfamilie aufwuchs, seit Kindertagen ein Ort,

an den sie sich gerne zurückzieht. „Ich guck einmal übers Land, dann werden die Probleme ganz klein“, sagt sie. Wie oft sie in ihrer bisher zehnjährigen Amtszeit als Bürgermeisterin bereits hier oben saß, über den Lobber Ort hinaus nach Thiessow zum Südperd schaute und sich den Hafen vorstellte, den sie gern am Südstrand entstehen lassen möchte, erzählt sie nicht. Dass Göhren einen Hafen braucht, daran gibt es für sie keinen Zweifel. „Die Fischerei gehört an den Südstrand. Hier gab es bis 1815 die ‚Schwedenbrücke‘, gebaut aus mit Steinen gefüllten Holzkisten. Die Reste sind noch heute zu sehen. 1909 wurde hier die längste Seebrücke Europas gebaut. 1012 Meter weit reichte die Holzkonstruktion hinaus auf das Meer.“

„Der Sassnitzer Hafen“, so die Bürgermeisterin, „hätte in Göhren auch seinen Platz finden können.“ Die ursprünglichen Planungen aus DDR-Zeiten hätten dies so vorgesehen. Beide Küsten seien für ein solches Projekt geeignet gewesen. Nein, nach einem zweiten Mukran stehe ihr nicht der Sinn und die Entwicklung von Göhren wäre mit einem Überseehafen wohl auch anders verlaufen. „Heute kann man es aber besser machen.“

Carola Koos geht es auch nicht allein um einen Hafen, an dessen Kaimauern Dampfer festmachen und Touristen aus Szczecin (Stettin) und Gdańsk (Danzig) aussteigen könnten. Mit dem Hafen will sie die Fischerei in Göhren wieder beleben, die nach der Wende zerschlagen

Die Reste der „Schwedenbrücke“ am Südstrand von Göhren. Wie mag es hier vor gut 200 Jahren zugegangen sein, als die schwedischen Schiffe hier anlandeten?





Vom Speckbusch, einem Hügelgrab neben der Göhrener Kirche, liegt dem Besucher nicht nur die Lobber Seeniederung zu Füßen. Von hier oben offenbart sich der ganze Formenreichtum Mönchguts.



Göhren braucht einen Hafen, davon ist Bürgermeisterin Carola Koos überzeugt.

worden sei. 70 Fischer habe es im Ort gegeben, heute gibt es noch zwei. Einer arbeite in Sassnitz, der andere in Thiesow. „Kein Hafen, keine Fischverarbeitung und das ist schade.“ Ihr Vater habe es ihr ans Herz gelegt, diesen Berufszweig in Göhren nicht aussterben zu lassen. „Es gibt Jugendliche, die sind von den Eltern als Fischer ausgebildet worden, sehen aber keine Perspektive und arbeiten als Verkäufer oder hinterm Tresen.

Die Fischer sind da. Ein Hafen,“ da ist sich die Bürgermeisterin sicher, „der Fischerbooten ebenso Platz bietet wie Liegeplätze für Segler, wäre das richtige Angebot.“ Dass sie dieses Projekt durchsetzen will, daran lässt sie keinen Zweifel. „Jack wie Bux, ich habe das Vermächtnis meines Vaters.“

Über die Schwierigkeiten, einen Hafeneubau im Biosphärenreservat durchzu-

setzen, täuscht sich Frau Koos nicht. Sie wünscht sich, dass die Einsicht wächst, dass in den geschützten Landschaftsräumen auch Leute wohnen, die in und von der Landschaft leben wollen. Dass die Touristen wegen der Landschaft hierher kommen, weiß die Bürgermeisterin, die Investoren die Stirn zeigt und teures Bauland lieber als Kernzone des Biosphärenreservates ausweisen lässt, als eine siebenstöckige Betonburg mit Blick aufs Meer bauen zu lassen. Das Biosphärenreservat habe man ja seitens der Gemeinden nicht umsonst gegründet. Dann seien aber die Ideen, wie diese einmalige Landschaft zu schützen sei, auseinander gegangen. „Eine profunde Mitarbeit, naturschutzfachliche Vorschläge, wie Projekte am besten umzusetzen sind“, das ist es, was sich die Bürgermeisterin für ihre Arbeit wünscht.

„Wenn heute zum Beispiel Robben am Strand gesichtet würden, und vor 100 Jahren war das keine Seltenheit, dann müsste der Strand komplett gesperrt werden. Wenn es soweit ist, dann wird es brenzlig“, meint Frau Koos und man sieht ihr an, dass dann einiges „Jack wie Bux“ wäre.

Strandfischer aus Göhren ziehen ihr Boot ans Ufer. In den 70er Jahren war das Nordperd im Hintergrund noch eine offene Landschaft.



Spannung und Harmonie in der Landschaft

Für Hans Dieter Knapp ist das Biosphärenreservat eine Herausforderung, die allein mit den fachlichen Mitteln des Naturschutzes nicht zu bewerkstelligen ist.

Von Garz kommend fährt man, von Krimlinden beschirmt, auf der alten Bäderstraße dem Biosphärenreservat entgegen. Am Ende des ruhig stimmenden Baumtunnels fällt der Blick zur Rechten auf eine große, nüchterne Tafel mit der Aufschrift „UNESCO Biosphärenreservat Südost-Rügen“. Zur Linken empfängt den Reisenden die Kirche von Kasnevitz. Der Ort lädt kaum zum Verweilen ein, wer aber Bäume mag, sollte sich die Zeit für einen Gang durchs Dorf nehmen. Hier stehen bemerkenswerte Eschen, die an die Weltenesche Yggdrasil aus der germanischen Mythologie erinnern, deren

Stamm die Achse und Stütze der Welt bildete und aus deren Holz Wotan die Menschen schnitzte.

Auch im Garten des ehemaligen Pfarrhauses finden sich herrliche Baumgestalten. Die Pfarrstellen auf Rügen gehörten lange zu den am reichsten ausgestatteten im Norden Deutschlands, was man ihnen noch heute ansehen kann – so sie bewohnt und gepflegt werden. Wohl auch deshalb hat sich Hans Dieter Knapp, Vorsitzender von INSULA RUGIA e.V. und Liebhaber eindrucksvoller Baumcharaktere, für diese Wohnstatt entschieden.

Zugleich ist der Ort auch Programm, denn Anliegen des Verbandes ist es, Rügens landschaftliche und historische Einmaligkeit zu schützen, zu pflegen und die wirtschaftliche Entwicklung der Insel zu fördern.

Den Verband INSULA RUGIA, den er 1990 mitgründete und dem er seit 2001 vorsteht, versteht er „im umfassenden Sinn als einen Heimatverein“. Wohl nicht von ungefähr hat man die Tradition des 1908 erstmals erschienenen „Heimatkalenders für den Kreis Rügen“ aufgenommen und gibt ein „Rügenjahr-

Blick auf den Kleinen Vilm. Bis auf die von der internationalen Naturschutzakademie genutzten Bereiche ist die Insel Vilm als eine Kernzone des Biosphärenreservates ausgewiesen.





Dass Südost-Rügen 1990 als Biosphärenreservat ausgewiesen wurde, ist nicht zuletzt Hans Dieter Knapp zu verdanken.

buch“ heraus, in dessen Beiträgen sich die gesamte Bandbreite der Verbandsinteressen spiegelt: Naturkundliches steht neben Geschichtlichem, Wirtschaftliches neben Kulturellem und Künstlerischem, Politisches neben Texten aus der Heimatdichtung. Die Arbeit des Landschaftspflegeverbandes Ostrügen, zu dessen Gründungsmitgliedern INSULA RUGIA zählt, wurde über die Jahre ebenso in Wort und Bild begleitet wie das Projekt zur Vernetzung der ländlichen Parkanlagen Rügens. Der Verband – selbst Eigentümer eines Landschaftsparks in Pansevitz – ging der Frage nach, wie diese Anlagen erhalten und mit ihnen ein neues Angebot für die touristische Entwicklung geschaffen werden könne.

2003 nahm INSULA RUGIA die Diskussion um einen Naturpark Rügen wieder auf, die Mitte der 90er Jahre zum Erliegen gekommen war – mit ernüchterndem Ergebnis. „Rügen ist der Inbegriff von Natur und Landschaft. Alle bekommen verklärte Augen, wenn von der Insel die Rede ist, aber keiner will den Status eines Naturparks für die Insel.“ Einen Grund für die derzeitige Ablehnung sieht Knapp darin, dass die Praxis des Biosphärenreservates von vielen als eine Drangsal wahrgenommen werde und als abschreckendes Beispiel hingestellt



Eindrucksvolle Baumcharaktere, wie der der großen Feldeiche bei Pastitz oder jene, die es im Buchenwald auf Vilm zu sehen gibt, sind kleine aber wichtige Teile im Mosaik der Landschaft Rügens.

worden sei. Die Art und Weise, wie die der Schutzgebietsverwaltung anvertraute Funktion der Unteren Naturschutzbehörde, die bei jedem Eingriff in die Landschaft einzubeziehen ist, gehandhabt wurde, habe viel Porzellan zerschlagen.

INSULA RUGIA habe sich immer auch als Förderverein des Biosphärenreservates verstanden. Die Verbandsziele „decken sich fast völlig mit denen des Biosphärenreservates“. In Zukunft will der Verband wieder stärker in die Rolle des Fördervereins treten. „Wir können machen, was ein Amt nicht kann. Die Trägerschaft für Projekte übernehmen, Fördermittel beantragen. Wir wollen die Arbeit des Biosphärenreservates auch als kritischer Begleiter verfolgen, in strittigen Fällen unter Umständen auch moderierend auftreten. Hier sind wir als gemeinnütziger Verein frei, uns zu äußern“, so der Verbandsvorsitzende. „Wie intensiv diese Rolle ausgefüllt werden kann, wird sich zeigen.“

Als Leiter der Internationalen Naturschutzakademie Vilm hat Hans Dieter Knapp auch beruflich mit dem Biosphärenreservat zu tun. Einerseits liegt die Tagungs- und Begegnungsstätte auf einer Insel, die bis auf die von der Akademie genutzten Flächen als Kernzone des

Fischer Foss aus Göhren hat sein Reusenboot am Südstrand liegen. Nicht weit von der alten Schwedenbrücke, die vor 200 Jahren hier weit ins Meer ragte, wenige Meter vom Ufer, im flachen Wasser der offenen See, ist es festgemacht. Möwen sitzen gern auf dem Bootsrand, der von ihrem Kot gezeichnet ist. In einem kleinen Schuppen nahebei lagern seine Reusenstangen, Angeln, Netze, stapeln sich die leeren Fischkisten.

40 Jahre sei er rausgefahren. Jetzt gehe er in Vorrubestand. Als Fischer an seiner Stelle nachkommen wird wohl keiner. „Die Fischerei lohnt nicht mehr. Ohne eigene Veredelung oder die Vermietung von Ferienwohnungen kann kaum ein Fischer mehr leben.“ Ein Hafen hier am Südstrand würde die Arbeit erleichtern, meint er. Die Außenküste friere später zu als in Gager die Hagensche Wiek oder in Klein Zicker und Thiessow der Zicker See, wo jetzt die Motorboote liegen. Es würde Zeit und Diesel sparen. Man müsste nicht immer ums Südperd rum auf die Außenküste, hätte kurze Wege zum Fisch. Aber ob das den Fischern hier wirtschaftlich weiterhelfen würde? Einen Fischereihafen gab es hier nie.





Von Garz kommend empfängt Kasnevit die Besucher des Biosphärenreservates.

Großschutzgebietes ausgewiesen ist. Der Buchenwald auf dem Vilm, der seit einigen Jahrhunderten nur marginal genutzt worden ist, gehört zu den wenigen „Urwäldern“ Deutschlands. Seit 1936 steht er unter Naturschutz. Andererseits gehört das Themenfeld „Nachhaltige Entwicklung“ zum Arbeitsspektrum der Akademie.

Als auf der Weltumweltkonferenz 1992 in Rio die Biodiversitätskonvention verabschiedet und der Entwicklungsgedanke an die Leistungsfähigkeit der Ökosysteme geknüpft wurde, sei das Thema Nachhaltigkeit neu belebt und zu einem Konzept geformt worden, erläutert Professor Knapp. „Vieles war vorher über viele Jahre ignoriert worden. Biosphärenreservate führten im Naturschutz ein Schattendasein.“ Seitdem sei Nachhaltigkeit auf Vilm auf der Tagesordnung.

Das Biosphärenreservat vor der Haustür war oft Ziel von Exkursionen. Es lieferte konkrete Beispiele für Probleme und Chancen bei dem Versuch, Ökologie, Ökonomie und Soziales wie Kulturelles in einer Landschaft miteinander zu verschränken. Zu oft hätten allerdings die Exkursionen ohne die Beteiligung der Mitarbeiter des Biosphärenreservates stattgefunden. Das Biosphärenreservat als Bildungsstätte für Kollegen aus aller Welt: Dieses Feld könne zukünftig hoffentlich besser bestellt werden.

Was es denn zu lernen gäbe vom Biosphärenreservat Südost-Rügen?

„Dass das Management eines solchen Schutzgebietes anspruchsvoller und schwieriger ist, als das eines Nationalparks. Ein Biosphärenreservat ist eine Herausforderung, die nicht mit naturwissenschaftlichen Ansätzen – ein scheußliches Wort – zu bewerkstelligen ist. Der ökosystemare Ansatz ist komplex und die Probleme einer Landschaft sind es auch. Kommunikation mit den Menschen vor Ort und deren Teilhabe an der Entwicklungsarbeit sind die Schlüssel. Das gilt für Deutschland wie für die Welt.“

Diese Sichtweise hat ihre Wurzeln auch in dem langjährigen Engagement Knapps für den Naturschutz. Hans Dieter Knapp, der in der Wendezeit gemeinsam mit anderen im Auftrag des neu gegründeten DDR-Umweltministeriums am Nationalparkprogramm der DDR gearbeitet hatte, erinnert sich: „Die herausragende Landschaft Südost-Rügens gab den Anstoß, die Schutzgebietskategorie Biosphärenreservat überhaupt in das Programm aufzunehmen.“

Ursprünglich habe man vorgehabt, sie über die Ausweisung eines Nationalparks zu sichern. Es sei aber bald klar geworden, dass dies auf Südost-Rügen nicht funktionieren würde. Hier handelte es sich um eine Kulturlandschaft, die weiter genutzt

werden musste, um gepflegt und erhalten werden zu können. Eine großflächige Nutzungsaufgabe, wie in den Nationalparks angestrebt, wäre hier nicht in Frage gekommen und für einen Naturpark wäre Südost-Rügen zu klein gewesen. „Hier erst kam die Schutzkategorie Biosphärenreservat ins Spiel und wurde dann ausgearbeitet.“

Vor allem in den Entwicklungszonen, die die meiste Fläche im Biosphärenreservat einnehmen, sollte eine nachhaltige Entwicklung angeschoben werden. „Nur mit weichen Eingriffen schien uns dieser Anspruch nicht einlösbar, dafür brauchte es aus damaliger Sicht handfeste Gestaltungsmittel“, erinnert sich Knapp. Dem Biosphärenreservat die Funktion einer Unteren Naturschutzbehörde zu übertragen, schien das geeignete Mittel, um dem erwarteten Ansturm der Investoren auf die beliebte Urlaubsregion etwas entgegenzusetzen zu können. „Wir wollten der Verschandelung der Landschaft keinen freien Raum geben.“

Knapp ist sich sicher, dass es auf Südost-Rügen ohne das Biosphärenreservat heute schlechter aussähe. Zugleich plädiert er dafür, dessen Aufgaben sinnvoll zu beschränken: „Durch das Biosphärenreservat muss nicht über jedes Fensterkreuz entschieden werden.“



Das die Pfarrstellen auf Rügen zu den bessergestellten in Pommern gehörten, sieht man auch dem herrschaftlich anmutenden alten Pfarrhaus von Kasnevitz an.

Es gäbe viel dringendere Aufgaben. „Der Ökolandbau im Schutzgebiet ist ein Trauerspiel. Es ist tragisch, dass es hier nicht vorangeht. Die Landwirtschaft ist besser geworden als sie in der DDR war, aber die industrielle Praxis ist eine Sackgasse. Südost-Rügen braucht eine Landwirtschaft, die die Landschaft pflegt, dem Tourismus nützt und den Bauern einen dauerhaften Erwerb sichert. Schließlich ist die agrarische Nutzung für das Landschaftsbild entscheidend verantwortlich. Eine breit ausdifferenzierte Hochqualitätsertragswirtschaft, da lägen die Chancen. Dafür muss ein anderes Verständnis von Landwirtschaft entwickelt werden, und das ist ein unbequemer Weg. Raps

anbauen ist einfacher.“ Die gute fachliche Praxis des konventionellen Landbaus reiche nicht aus. Hier könne das Biosphärenreservat wirklich was bewegen.

Eine historische Wurzel für das Biosphärenreservat findet sich für Hans Dieter Knapp in der Geschichte der Landschaft selbst: die Herrschaft Putbus zu Zeiten Wilhelm Maltes. Sie war „wirtschaftlich und sozial in gewisser Weise ausgewogen, ökologisch verträglich allemal, in die Zukunft gerichtet, wie das Pädagogicum am Circus bezeugt und auch landschaftsästhetisch ambitioniert.“ Ein geniales Konzept. Leider fehle heute die wirtschaftliche Basis, um hier einfach anzuknüpfen.

Aber um ein ökologisch verträgliches Zusammenspiel von Tourismus, Landwirtschaft, Vermarktung, Gewerbe und Landschaftspflege zu befördern, taue es durchaus als ein Bezugsraum. Und Orte, um für diese Herausforderung Kraft zu schöpfen, gäbe es einige. Der Vilm, die Zickerschen Berge, der Blick vom Jagd- schloss und natürlich der Park und die Bäume in Kasnevitz. „Es ist einfach eine traumhafte Landschaft. Wer hier leben kann, ist in gewisser Weise begnadet.“



Die Landwirtschaft auf Rügen ist besser geworden als sie in der DDR war, aber die industrielle Praxis ist für Hans Dieter Knapp dennoch eine Sackgasse.

Von den Bädervillen direkt in die Natur

Bürgermeister Reinhard Liedtke will die Gäste der Gemeinde Sellin in die Natur führen. Dafür müssen nicht nur die Wege einladender werden.

„Die Hotels und Pensionen sind unsere Schnittstellen zur Natur. Wollen wir die Gäste bewegen, ihr Auto stehen zu lassen und Rad zu fahren oder zu wandern, müssen die Wege nach hinten raus einladender werden, egal ob sie öffentlich oder privat sind. Sellin liegt mitten in der Natur, die Landschaft ist unser Potenzial.“

Wenn Reinhard Liedtke, seit 1993 ehrenamtlicher Bürgermeister von Sellin, davon spricht, dass die „Anbindung seiner Gemeinde an die Natur verbessert werden muss“, denkt er nicht an einen neuen Weg rund um den Selliner See. Er möchte viele kleine Wanderwege in den nahen Wald. Seit der Fremdenverkehr 1886 mit dem ersten Badegast die Geschicke des Ortes zu bestimmen begann, führt die von weißen Villen gesäumte Wilhelmstraße

die Besucher geradewegs zum Steilufer der Ostseeküste hinauf. Oben öffnet sich zwar der Blick über die Seebrücke aufs Meer und eine Freitreppe geht hinunter zum Strand, aber Sellin hat mehr zu bieten, davon ist Reinhard Liedtke, der im benachbarten Ostseeband Binz geboren wurde und seit 1974 in Sellin lebt, überzeugt.

Rechts und links der Wilhelmstraße, einem der Prachtstücke der Ostseebäderarchitektur aus Kaisers Zeiten, stehen hinter den Villen die schattigen Buchen der Granitz, nach der Stubnitz das zweitgrößte Waldgebiet auf Rügen. Wege hinein gibt es einige, ob zwischen den Häusern entlang oder von ihren Höfen und Gärten aus, aber sie laden den Gast nicht ein. Das möchte der Bürgermeister ändern.

Dazu bedarf es aber auch einer Beschilderung der Wege durch die Granitz und Ruheplätze für die Wanderer, unter denen nicht wenige ältere Menschen sind. Wanderwege zu schließen oder zurückbauen zu wollen, das ist für Reinhard Liedtke der falsche Ansatz.

Er bedauert die Schließung des Weges zum Schwarzen See, der in einer der streng geschützten Kernzonen des Biosphärenreservates liegt. Auch den geplanten Rückbau des Hochuferwanderweges oberhalb des aktiven Kliffs an der Außenküste, der ständig abbricht und nur aufwändig zu unterhalten ist, hält Liedtke für einen Fehler. Ein Biosphärenreservat sollte „die Menschen zielgerichtet in die Natur führen und sie nicht raushalten“, davon ist der Bürgermeister, der selbst eine Hausverwaltung inklusive Vermietung betreibt, überzeugt.

„Ob die Wege geschlossen werden oder nicht, die Leute gehen weiter dort entlang, um sich das Knabenkraut am Schwarzen See anzuschauen.“

Seit mehr als 100 Jahren nutzen die Badegäste die Granitz für Waldgänge. Auch fehlten solche über lange Zeit beliebten Ausflugsziele, wie die Waldhalle zwischen Sellin und Baabe, die zu nah ans Steilufer gebaut worden war und ins Meer stürzte. Ihr Wiederaufbau ist ein Ziel, das der Bürgermeister seit zehn Jahren verfolgt. Gegen eine aus umwelt- und naturschutzfachlicher Sicht beispielhafte Lösung in der Entwicklungszone des Biosphärenreservates sollte es nach seinem Empfinden keine Einwände geben.

Hinter den Villen der Wilhelmstraße beginnt der schattige Buchenwald der Granitz. Einladende Wege hinein gibt es zu wenige. Das möchte der Bürgermeister ändern.





Reinhard Liedtke ist seit 1993 Bürgermeister im Ostseebad Sellin.



Die Moritzburg oberhalb der Baaber Bek ist ein beliebtes Ausflugslokal mit herrlichem Weitblick.



Das Hochufer der Granitz nahe Sellin. Die aktive Kliffkante ist deutlich zu erkennen.

Die Gründung des Biosphärenreservates habe die Gemeinde überfahren und aus der Möglichkeit, Beispielhaftes zu schaffen, „ist immer mehr Verordnung geworden. Die Biosphärenreservatsverwaltung hat immer nur gesagt, was nicht geht, eigene Vorschläge, wie es geht, kamen nicht.“ Da seien viele Chancen verpasst worden – auch seitens der Gemeinden. Zum Beispiel habe man es nicht vermocht, über eine gemeinsame Flächennutzungsplanung die Bebauung der Randbereiche dem Charakter der Orte entsprechend zu gestalten. Durch Architekten hätten Musterhäuser entworfen und eine Gestaltungssatzung auf den Weg gebracht werden können. „Die Baufibel vom Biosphärenreservat kam zu spät.“

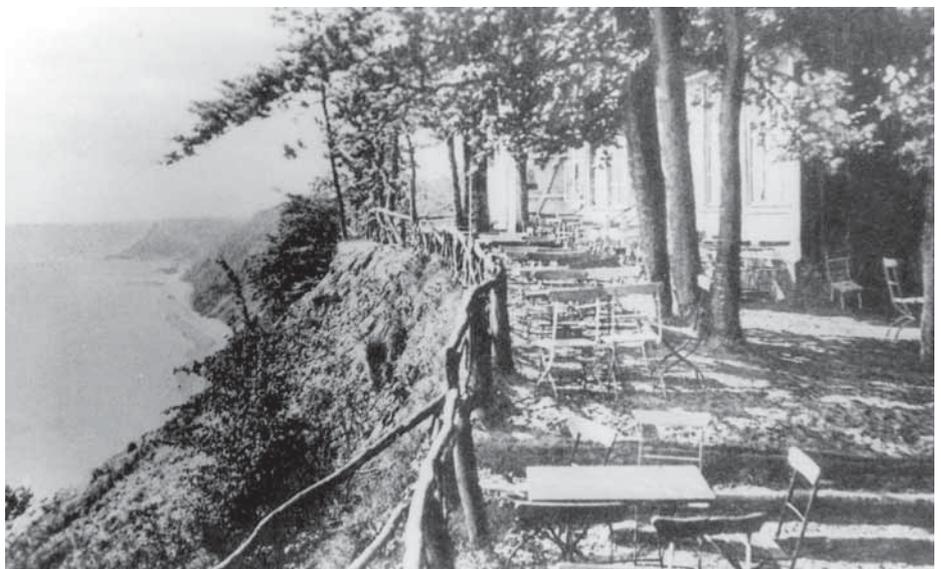
Aber Reinhard Liedtke hat mit seiner Gemeinde, zu der auch die Orte Moritzdorf, Seedorf, Alten- und Neuensien gehören, noch viel vor: Das Bollwerk, den kleinen Hafen im Selliner See will er ausbauen, mehr Liegeplätze für Segelboote schaffen, einen Wasserwanderrastplatz einrichten, Tretboote fahren lassen, eine kleine Uferpromenade anlegen. Auf den Hügeln, rechts und links des Radweges zwischen Moritzdorf und Seedorf, in der Nähe des Hohen Bergs, soll ein naturnaher Golfplatz entstehen. Derzeit sind die Flächen an einen Landwirtschaftsbetrieb verpachtet, der hier auf den besseren Standorten

Weizen anbaut, weite Bereiche aber auch als Stilllegungsflächen nutzt. Die Bauern könnten nicht nur den Golfplatz anlegen, sondern auch pflegen, so Liedtke, der die Äcker hier aus seiner Zeit als Leiter der Pflanzenproduktion der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Zirkow kennt. An Vorhaben, im Einvernehmen mit dem Biosphärenreservat beispielhafte Lösungen für die touristische Nutzung der Landschaft zu suchen und vielleicht auch zu finden, scheint es nicht zu mangeln.

Und wer weiß, was Reinhard Liedtke für Sellin noch an Plänen schmiedet, wenn

er abends von Moritzdorf an der Baaber Bek zur Moritzburg hochsteigt, auf der Terrasse ein Bier trinkt, über den Selliner See oder die Having schaut und den Sonnenuntergang genießt. Vielleicht sieht er schon im Selliner Hafen wieder die Fischer mit ihren Booten anlegen. Wie im Hafen von Seedorf an der Lanckener Bek – für Reinhard Liedtke der schönste Ort in der Gemeinde – wo es noch zwei Fischer gibt. „Die müssen gehegt und gepflegt werden. Wenn wir Geld hätten, müssten wir die Fischer aus der Touristenkasse bezahlen. Die Anlandung des Fangs im Hafen ist für die Gäste jedes Mal ein Erlebnis.“

Die ehemalige Waldhalle am Selliner Hochufer war lange Jahre ein ebenfalls viel besuchtes Ausflugsziel.



Für ihn liegt Arkadien in Dummertevitz

Gregor Karst kam für einen Urlaub, verliebte sich in die Landschaft und blieb.

Zögen sich nicht die Fahrspuren der Traktoren in geraden Linien über die großen Ackerschläge und erzählte nicht der eine oder andere Hof von den Mühen des Alltags, die Gegend um Gobbin könnte als ein Arkadien beschrieben werden. Als einer jener Orte eines goldenen Zeitalters, wo die Menschen unbelastet von mühsamer Arbeit und gesellschaftlichem Anpassungsdruck in einer idyllischen Natur als zufriedene und glückliche Hirten lebten. In seichten Wellen, hier und dort unterbrochen von Wäldchen oder Buschwerk, fließt die Erde dem Greifswalder Bodden zu. Die Siedlungen schmiegen sich an die sandigen Böden. In der Gobbiner Niederung weiden Rinder im Morgennebel. Am Höft, geschützt in einer kleinen Bucht, schaukeln die Reusenboote des Fischers. Es ist hier oft sehr still.

„Auf den ersten Blick gäbe es sicher Orte direkt am Meer, die besser geeignet sind, um eine Pension aufzubauen. Aber die Schönheit der Landschaft hier am Gobbiner Haken hat mich auf den ersten Blick gefangen genommen und die Entscheidung fiel schnell: Hier wollte ich leben.“ Gut ein Jahrzehnt liegt es jetzt zurück, dass Gregor Karst der Großstadt Köln den Rücken kehrte und nach Dummertevitz, in die Gemeinde Lancken-Granitz zog. Was er beruflich auf Rügen machen kann, war für ihn erstmal zweitrangig, das würde sich ergeben. Eine kleine Erbschaft bildete die Basis für seine neue Existenz.

Die erste Zeit lebte Gregor Karst in Dummertevitz zur Miete, dann kaufte er die Hofstelle und baute sie nach und nach zum Ferienhof „Arkadia“ um.

„Viele haben gesagt, Tourismus hier am Ende der Welt, das ginge nie. Aber ich wollte eine Zielgruppe ansprechen, die nicht direkt am Strand sein möchte, ein persönliches Miteinander am Lagerfeuer sucht und die Landschaft zu Fuß oder mit dem Rad erkundet.“ Und diese Zielgruppe hat er auch gefunden. Aus der einen Ferienwohnung, mit der er anfing, sind fünf geworden. Und die sind nicht nur im Sommer belegt.

Als er anfang zu vermieten und es sich zeigte, dass auch er davon leben können, träumte er davon, wie es wäre, wenn von Lancken-Granitz bis Neu Reddevitz kein Auto mehr führe, die Landwirtschaft ökologisch und auf viel kleineren Schlägen betrieben würde und Flora und

Fauna sich vielerorts naturnah entwickeln könnten. „Wenn die meisten hier eh vom Tourismus leben, kann man es doch denen, die Natur erleben wollen, auch voll geben. Das Biosphärenreservat könnte den Ökolandbau wie den Naturerlebnistourismus unterstützen. Das war meine These damals, Verkehr hier raus, Natur rein!“ Karst hätte mit den radikalen Veränderungen kein Problem gehabt. „Aber ich lebe hier nicht allein, andere Leute leben und denken anders und keiner sollte hinten runterfallen.“ Hier Änderungen durchzusetzen bräuchte Zeit, sagt er, es müsse nicht alles sofort sein. Vielleicht ist die gute Auslastung von Arkadia ja Anregung genug, um über die Perspektive des Tourismus hier nachzudenken.

Für Gregor Karst gehören eine naturnahe Landwirtschaft, weicher Tourismus und das Biosphärenreservat zusammen. Die drei müssen zusammenarbeiten, wenn das

Das stille Hinterland zwischen dem Gobbiner Haken und der Granitz ist sein Arkadien. Würde hier statt konventioneller Landwirtschaft ökologischer Landbau betrieben – es wäre wohl das Paradies für Gregor Karst.





Gregor Karst ist nicht nur Vermieter von Ferienwohnungen. Die Landschaft um Dummertevitz ist für ihn ein Kapital, für das es sich zu engagieren lohnt, als freiwilliger Naturschutzhelfer wie in der Arbeitsgruppe Verkehr der Gemeinde Lancken-Granitz

Kapital der Region wirklich erschlossen werden soll. Und das ist die Landschaft, von deren weichen Formen eine besondere Ruhe ausgehe. Davon ist der Vermieter von Ferienwohnungen überzeugt, der seit kurzem als freiwilliger Naturschutzwart hilft, das Kapital zu erhalten, das ihm wirtschaftlich aber auch persönlich am Herzen liegt.

Um seinem Traum ein Stück näher zu kommen, engagiert sich Karst in einer Arbeitsgruppe „Verkehr“ für eine ruhige

Das alte Gutshaus in Gobbin samt kleiner Parkanlage – seit Jahrzehnten ein Zeichen für gute Böden und großflächige Landwirtschaft. Heute werden hier Ferienwohnungen angeboten.



Entwicklung der Gemeinde. Die Energie dafür holt er sich auch aus der Landschaft, wenn er am Eichenwäldchen auf den Hügeln bei Gobbin steht und über die Stresower Bucht zum Vilm hinüberschaut oder über das Tal zum Jagdschloss und seinen Hof in Dummertevitz liegen sieht; das ganze Land, auf dem er 90 Prozent seiner Zeit verbringt.

Das Heimatmuseum, der Museumshof, das Rookhus und das Museumsschiff „Luise“ in Göhren, das Pfarrwitwenhaus in Groß Zicker, das Schulmuseum in Middelhagen, das Küstenfischermuseum in Baabe und der Lotsenturm in Thiessow - wer alle diese Einrichtungen der Mönchguter Museen besucht, kann sich ein erstes Bild von der Geschichte der Halbinsel und der vergangenen Lebensweise ihre Bewohner machen. Längst sei nicht alles dokumentiert und aufbereitet, so Frau Melzer, die Leiterin der Mönchguter Museen in Göhren.



Was die Kapitänstochter Ruth Bahls über lange Jahre gesammelt hat und was die älteren Mitglieder des Trägervereins über ihre Heimat wissen, geht noch weit über den Bestand hinaus. Zu sehen ist gleichwohl eine Menge. Das Biosphärenreservat gehöre zum Alltag auf der Insel, sagt sie. Berührungspunkte zu ihrer Arbeit gäbe es nur punktuell. Das alte Sturmsignal oberhalb Göhrens ist einer. Wenn mit Hilfe vom Biosphärenreservat dessen Restaurierung gelänge, das wäre schon was. Die Geschichte des Naturschutzes spiele nur am Rande eine Rolle in der Museumsarbeit, „doch sind Natur und Kulturlandschaft die Anziehungspunkte der Halbinsel, die unbedingt in ihrer Einmaligkeit erhalten bleiben müssen“.

Natur und Kultur gehören zusammen

Die Landschaftsgeschichte als Arbeitsfeld der Umweltbildung.

Etwas unterhalb des Jagdschlusses steht das Granitzhaus. Bevor Fürst Malte I. zu Putbus ab 1836 nach Entwürfen, an denen auch Schinkel beteiligt war, das Schloss auf dem Tempelberg errichten ließ, logierte man hier, wenn zur Jagd geblasen wurde. Danach wohnte der Förster für einige Jahre im alten Jagdhaus, bis das

Gebäude zu einem Gasthaus hergerichtet wurde, dem späteren „Hotel Granitz“.

Heute ist hier das Informationszentrum des Biosphärenreservates untergebracht. In der unteren Etage führt eine kleine Ausstellung in die Aufgaben und Ziele des Biosphärenreservates ein. Ein guter

Ort, denn das benachbarte Jagdschloss ist einer der Touristenmagnete auf der Insel Rügen. Bei klarer Luft ist die vielfältige Gliederung der Landschaft, das einmalige Ineinandergreifen von Wasser und Land nirgendwo besser zu schauen.

Biosphärenreservate sollen Lernorte für eine nachhaltige Entwicklung sein. Keine leichte Aufgabe. Auf der Informationstafel zum renaturierten Dorfteich von Nadelitz wird in einem ersten Schritt versucht, Ökologie, Ökonomie und Kultur des Ortes im Zusammenhang zu beschreiben.





Sabine Kleimeier leitet die Umweltbildung im Großschutzgebiet.



Das Granitzhaus unterhalb des Jagdschlusses. Im Informationszentrum führt eine kleine Ausstellung in Aufgaben und Ziele eines Biosphärenreservates ein.

Im Granitzhaus arbeiten unter der Leitung von Christine Kleimeier die Umweltbildner des Biosphärenreservates. Neben dem Schutz und der nachhaltigen Entwicklung der Landschaft – ihren Ökosystemen, seltenen Tier- und Pflanzenarten, der genetischen Vielfalt und ihrer kulturellen Eigenarten – ist die Umweltbildung eine der wichtigsten Aufgaben, die im Schutzgebiet zu leisten sind. Sie soll einen verantwortungsbewussten Umgang mit der Umwelt und den natürlichen Ressourcen vermitteln. Daher verwundert es nicht, dass die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen viel Raum einnimmt.

Über Kooperationsvereinbarungen mit Schulen im Schutzgebiet und darüber hinaus werden zum Beispiel in Ergänzung zum Unterricht die Besonderheiten der Lebensräume im Einzugsgebiet der Schulen vorgestellt. „Das fängt bei den

heimischen Pflanzen an und endet bei landschaftstypischen Wirtschaftsformen“, erläutert Frau Kleimeier. „Wir erklären nicht, dass Kühe schwarz-weiß sind. Uns geht es um Fragen der gesunden Ernährung, geschlossener Stoffkreisläufe in Natur und Gesellschaft oder um den schonenden Umgang mit Ressourcen.“ Auch mit Unterstützung von Praktikanten habe man spezielle Unterrichtsmaterialien erarbeitet. Dabei seien Module entstanden, die nicht nur Wissen vermitteln, sondern eigenes Erleben und Entdecken in den Vordergrund rücken. Das Junior-Ranger-Projekt, das ähnlich auch in anderen Großschutzgebieten laufe, sei ein voller Erfolg. „Wir können manchmal alle Anfragen gar nicht betreuen“ sagt Frau Kleimeier, die zum Glück seit geraumer Zeit in der Umweltbildung Unterstützung durch drei Mitarbeiter der Naturwacht erhält. Denn allein mit Hilfe von Praktikanten, die oft nur in den

Semesterferien in der Region arbeiten können, wäre ein kontinuierliches Arbeiten mit den Schulen und Einrichtungen der Region nicht zu leisten.

„Es ist nicht leicht, Pädagogen von solchen Themen wie nachhaltige Entwicklung zu überzeugen“, schätzt Frau Kleimeier ein. Zuweilen würde das Angebot der Umweltbildner noch als willkommene Abwechslung im Schulalltag gesehen. Zu zeigen, dass Biosphärenreservate als Lernorte innerhalb der seit 2005 laufenden UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ mehr leisten können, als „Pausenfüller“ zu sein, ist eine Aufgabe, die Zeit und Personal erfordert. Eine Möglichkeit wäre es, die Naturwacht noch stärker in die Arbeit zu integrieren, aber das ginge auf Kosten der Gebietskontrolle und ob dies sinnvoll ist, sei noch unklar.



Der Bau von Fledermausquartieren gehört ebenso ins Spektrum der Umweltbildung wie die Organisation von Führungen.



Die Arbeit in den Schulen ist ein Schwerpunkt. Axel Knoblich erklärt Schülern der 4. Klasse, wozu Baumharz gut ist. Die naturkundlichen Grundlagen zu vermitteln, nimmt viel Zeit in Anspruch.

Der Entwicklungsgedanke ist lange Zeit zu kurz gekommen. „In der wilden Wendezeit war eine nachhaltige Entwicklung schwer möglich, die Region musste erst mal zur Ruhe kommen. Jetzt sollte und kann man mehr in diese Richtung arbeiten.“

Der kulturhistorische Aspekt der Landschaft, ihre Nutzungsgeschichte könne hier eine Brücke bilden, ist sich Christine Kleimeier, die aus einer Mönchguter Lotsenfamilie stammt, sicher. Putbus und Mönchgut, das seien geschichtsträchtige Bereiche mit ganz eigener Prägung und es lohne sich die Frage, was diese Orte geformt hat, im Guten wie im Schlechten. Dabei sollten die 40 Jahre DDR nicht ausgespart bleiben. Infotafeln schweben ihr vor, die das Besondere der jeweiligen Orte in Fakten, Bildern und Karten vorstellen und ins Verhältnis zur Idee des Biosphärenreservates setzen.

Ein gelungenes Beispiel sei die Schautafel am renaturierten Dorfteich von Nadelitz, die dem Besucher Fauna und Flora des Lebensraumes ebenso nahe bringt wie die Geschichte des Ortes und den Hintergrund des Projektes.

Geschichtsträchtige Orte, die auch einen Ausblick in die Zukunft erlauben, gäbe es genügend. Die über 100-jährige Geschichte der Kleinbahn bildet beispielsweise ein

Thema und der Haltepunkt Philippshagen gäbe dazu den passenden Ort, um auch über die Geschichte der Hagedörfer zu erzählen, die in der Landwirtschaftsgeschichte Mönchguts eine besondere Rolle spielten. Oder der Bootsbau in Seedorf, den Malte zu Putbus dort angeregt und auch mit Eichenholz von der Insel Vilm versorgt hat. Überhaupt, Malte zu Putbus: „Dessen Spuren in der Landschaft sind etwas ganz Besonderes.“

Umweltbildungsarbeit mit Kindern ist immer auch Nachwuchsarbeit für den Naturschutz.





Die Kulturgeschichte der Landschaft soll in der Zukunft mehr Platz in der Arbeit der Umweltbildner einnehmen. Am Haltepunkt Phillipshagen – ehemals eingerichtet für den Transport der Güter der preußischen Domäne – haben die Arbeiten begonnen, um die Bedeutung der Kleinbahn für den Landesausbau darzustellen.

Er hat umsichtig etwas vollkommen Neues geschaffen und ist dabei sehr behutsam mit der Landschaft umgegangen“. Er legte die Kolonistenzeilen von Moritzdorf und Neu-Reddevitz an und schaffte es, dass sich bodenständige Mönchgüter jenseits des Mönchgrabens ansiedelten. Alles interessante Themen, die aufgearbeitet zum besseren Verstehen der Südost-Rügener Landschaft führen können.

Frau Kleimeier hat eine Fülle von Einfällen, die sie mit ihren Kollegen umsetzen möchte. Mit der Recherchearbeit hat sie bereits begonnen. Fast alles wird sich nur in der Zusammenarbeit mit den Gemeinden, Museen und Vereinen realisieren lassen. Nicht weil die eigenen Haushaltsmittel des Amtes für solche Aufgaben beschränkt sind, sondern weil die Kulturgeschichte einfach viele interessiere und noch in den Köpfen der Älteren lebe.

Dass Frau Kleimeier in ihrer Aufzählung die Bäderarchitektur nicht erwähnte, mag nur daran liegen, dass ihr die ländlich geprägten Dörfer mit der Patina der alten Bauern- und Fischergehöfte näher sind als die touristisch geprägten Bäder. An solche Arbeiten wie die Ausstellung „Fischer-Bauern-Hoteliers“ des Ortschronisten von Sellin wird mit Sicherheit anzuknüpfen sein. Vielleicht denkt sie auch schon darüber nach, wie und mit wem sie die vielen Enden der Geschichte Südost-Rügens zu einem festen Strick zusammendrehen kann, der hilft, Land und Leute im Biosphärenreservat zu verbinden. Dies vor allem dann, wenn sie öfter nach Feierabend auf dem Deich am Weststrand von Thiessow sitzt und den Sonnenuntergang beobachtet und die Seele doch nicht so recht ins Baumeln kommen will, weil der Kopf noch voller Ideen ist.

„Man kann nur schützen, was man kennt.“ Axel Knoblich, Thomas Papke und Bernd Hoppmann von der Naturwacht des Biosphärenreservates sind mehr in Schulen unterwegs als draußen in der Landschaft, und auch unter freiem Himmel sind fast immer Schüler an ihrer Seite. Die ehemaligen Forstwirte stehen als Kurzzeitlehrer ihren Mann. Die Nachfrage, Schülern von der 1. bis zur 12. Klasse die heimische Natur, abgestimmt auf die jeweiligen Lehrpläne, nahezubringen, können sie kaum befriedigen. Zum Teil ist das Pensum in den Fachunterricht integriert, andere Angebote laufen während der Projektwochen oder in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften: „Für die Akzeptanz und den Bekanntheitsgrad des Biosphärenreservates kann es nicht besser laufen“, so Thomas Papke. Viel investieren sie in die kontinuierliche Arbeit mit den Kindern im Projekt „Junior Ranger“. Nicht nur weil sie vielleicht den eigenen beruflichen Nachwuchs heranziehen, sondern weil sie ein Jahr Zeit haben, mit den Kindern zu arbeiten. So lernen die Kinder die Flora und Fauna Rügens kennen, können im Frühjahr Nistkästen und im Winter Futterhäuser bauen und beobachten, welche Vögel sie nutzen. Sie werden auch in die Monitoringarbeiten einbezogen und spüren so, dass sie ernst genommen werden. Am Ende steht eine Prüfung zum Junior Ranger. Die Fragen zu Wald, Wiese, Wasser sind so gehalten, dass jedes Kind den Test besteht. Schließlich wolle man bei den Kindern Verständnis für den Naturschutz wecken.



In der Abendsonne glänzt das Grauland bronzen

Die Kurverwaltung in Gager kümmert sich um alles, was den Touristen angeht.

Der Weg vom Bakenberg bis hinter zum Nonnenloch am Zickerschen Höft über die Hügel der Zickerschen Berge, die sich jenseits der Zickerniss im Hinterland Mönchguts erheben, verläuft auf der Grenze zwischen Sonnenland und Grauland. Groß Zicker auf der Südseite der Halbinsel liegt im Sonnenland. Dort leben die Zickerschen und dort steht

die Kirche, zu der auch die Gagerschen gehen, die im Grauland wohnen, im Schatten der Hügel, die hier steiler abfallen und weniger gute Ackerböden tragen. Die Bewohner der Dörfer stünden sich zwar nicht mit Forke, Dreschflegel oder Rudern bewaffnet auf dem Kammweg gegenüber, scherzt Frau Schulz, die in der Kurverwaltung in Gager für beide Seiten

arbeitet, aber die Tradition habe über die Jahrhunderte eben eigene Verhältnisse geschaffen, die mit dem Zusammenschluss der beiden Gemeinden zu einer, der Gemeinde Gager, wohl noch lange nicht der Vergangenheit angehören werden. Die Feste für die neue Gemeinde organisiere sie abwechselnd mal hüben mal drüben.

Senkt sich die Sonne und fällt das Abendlicht schräg in die Zicker Berge, treten die sanften Formen der Landschaft hervor.





„Wenn jeder ein Stück über seinen Tellerrand hinaus denkt, dann wäre uns am meisten geholfen“, meint Frau Schulz, Leiterin der Kurverwaltung in Gager.

Sie selber komme aus Baabe und bevor sie 1997 hier in Gager zu arbeiten anfang, sei sie noch nie in den Zickerschen Bergen gewesen. Die Kultur in den Bädern habe sie früher einfach mehr interessiert.

„Heute ist die Steilküste am Ende von Groß Zicker mein schönster Ort. Hier kann ich die Seele baumeln lassen, vor allem im Winter. Ich mag die grauen Töne“, fügt die freundliche Frau hinzu.

Das Büro der Kurverwaltung ist gemeinsam mit der Gemeindebibliothek in einem schmucklosen Flachbau untergebracht, von denen in Gager einige stehen. Es sind die alten Armeeunterkünfte der Marinesoldaten, deren Schiffe im Hafen unten stationiert waren. „Der Haufen alter Baracken und Hallen auf dem Hafengelände verkam zusehends, nachdem das Militär den Standort aufgegeben hatte, die Bootswerft in den 90er Jahren geschlossen wurde und nur noch die Fischer den Hafen nutzten.“ In den 30er Jahren war die Bucht, die sich hier durch eine kleine Hakenbildung in der Hagenschen Wiek ausgeformt hatte und den Strandfischern als Hafen diente, ausgebaggert und mit einem Bollwerk versehen worden. In Gager hat sich Ende der 50er Jahre dann auch die erste Fischereiproduktionsgenossenschaft gegründet. Zur Wende waren es noch 27 Fischer. Heute gibt es nicht



Aus der Ferne fügt sich der neue Hafen fast nahtlos in das Ortsbild von Gager.

mal mehr die Hälfte. Ohne Fischer, so die Touristikerin, wäre der Hafen nichts.

„Viele Investoren haben sich an dem Gelände versucht. Erst Herr Wand hat es mit dem Port Gager geschafft, das alles zu sanieren. Was alles entsorgt werden musste! Sie können sich gar nicht vorstellen, wie das hier aussah. Das Hafengelände ist komplett über zwei Meter aufgeschüttet worden. Wir können froh sein über diesen Investor. Für die Entwicklung von Gager war es äußerst positiv.“ Und sie hätten versucht, das Neue dem Charakter des Ortes vorbildlich anzupassen. Seinen Charme würde der neue Hafen schon noch entfalten, meint Frau Schulz. Vielleicht würden einige Ahornbäume dem neuen Hafen gut zu Gesicht stehen, geht der slawische Ortsname Gager doch auf Ahorn zurück.

„Wenn man den Fortschritt nicht zulässt, verliert man ihn und lässt man nur ihn zu, dann verliert man die Landschaft. Wir leben von den Gästen. Die kommen wegen der Landschaft in die Region. Die dürfen wir nicht überbeanspruchen.“ Der Leiterin der Kurverwaltung ist an einer ausgeglichenen Entwicklung gelegen. Hier spricht die Angestellte des Eigenbetriebes der Gemeinde auch für den Bürgermeister, der die Richtung vorgibt, in die sie

Vom Bakenberg, dem höchsten der Zickerschen Berge, hat man freien Blick auf den Hafen von Gager in der Hagenschen Wiek. In den 30er Jahren ausgebaggert, diente er dem Militär, den Fischern, die vorher vom Strand fischten, und einer Bootswerft als Standort. Nach der Wende, mit dem stillen Niedergang der Binnenfischerei und dem Aus der Werft, verkam das Areal mehr und mehr. Bis Wolfgang Wand, ein begeisterter Segler mit bankwirtschaftlichem Hintergrund aus Hamburg, sich in den Hafen verliebte und seine Vision vom „Port Gager“ umsetzte: Eine Lachsmanufaktur, Bootsliegeplätze und ein Kojenhaus für die Segler, sowie ein Anlaufpunkt für die Fischer, die hier ihren Fang anlanden und an die Gaststätte in der alten Bootswerft verkaufen. Das Biosphärenreservat könnte an dem Ort ein Infozentrum bauen. Bis auf letzteres hat die Vision Gestalt angenommen. Das Hafengelände wurde aufgeschüttet und sturmflutsicher gemacht. Rügens einzige Lachsmanufaktur verkauft ihre Räucherware bis in die USA. An den Muringtonnen liegen Segeljachten, die Hütten der Fischer sind noch vermietet, in der Bootswerft speisen Gäste auch Ostseefisch. Die Ferienhäuser nebenan heißen Inspiration oder Idylle. „So wie die Landschaft ist, soll der Hafen sein. Jeder der reinkommt, soll sich zu Hause fühlen.“



Die Hütten der Fischer im „Port Gager“: Auch für die touristische Entwicklung der Gemeinde sei der sanierte Hafen äußerst positiv, so Frau Schulz.



arbeitet. „Leben und leben lassen“, sagt sie auch im Blick auf das Biosphärenreservat. Für die Tätigkeit der Kurverwaltung ergäben sich keine Einschnitte durch die Existenz des Großschutzgebietes. „Kontroversen gibt es eigentlich nur, wenn gebaut werden soll. Aber heute kommt von dort auch nicht mehr bloße Ablehnung.“ Sie sähe ja auch, dass der Wald und die Büsche in den Hügeln, die ja eigentlich frei bleiben sollen, größer würden. Aber ob das für die Natur hier nun gut sei oder nicht, könne sie nicht sagen, hier ist das Biosphärenreservat fachkompetenter. Das Gleiche gelte, wenn sich die Touristen darüber beklagen, die Schafe würden alles kaputt treten – und das täten nicht wenige.

Für Frau Schulz wird zu wenig über das Gute erzählt. In unheimlich kurzer Zeit habe man das Abwasserproblem gelöst, Häuser renoviert, Radwege und Straßen gebaut. „Bis 1993 gab es hier nur Sandwege.“ Und Aufgaben gäbe es auch noch eine Menge: Die Beschilderung der Wander- und Radwege sei noch nicht optimal. Die Gemeinde wolle einen Bebauungsplan erstellen, dafür fehle aber das Geld. Eine stundenweise Kinderbetreuung könnten wir anbieten, weil viele Eltern, die hier länger wandern wollen, nicht wissen, wohin mit ihren kleinen Kindern.

Jetzt sei die Kurverwaltung oft die „Lückenbüßerin“. Ob jemand aber davon leben kann, ist die Frage. Heute würden solche Freizeitangebote für Gager von Zeit zu Zeit eingekauft. Dann habe Gager ja auch noch einen Strand an der Außenküste, zweieinhalb Kilometer weg vom Ort. Der müsste auch vernünftig gestaltet werden, das gelte auch für die Parkplätze dort. Für so eine kleine Gemeinde wie Gager, seien das ganz schöne Aufgaben.

„Wenn jeder ein Stück über seinen Tellerrand hinaus denkt, dann wäre uns am meisten geholfen.“ Das heißt für sie, Mönchgut als Mönchgut nicht nur zu verwalten, sondern auch zu entwickeln und zu vermarkten. „Das muss über kurz oder lang kommen, dazu gibt es keine Alternative, weder politisch noch finanziell.“ Im kommunalen Arbeitskreis Tourismus, der sich regelmäßig im Winter treffe, spreche man bereits darüber, wie dies geschehen könne. Die Gründung der Werbegemeinschaft, die die Finanzen für die Außendarstellung bündele, sei ein Schritt in die richtige Richtung. „Viele im Westen kennen Rügen doch nur bis Binz.“ Für die Pragmatikerin Schulz scheint es ganz selbstverständlich, dass von den Menschen und der Natur die Rede ist, wenn man von Mönchgut als einer Landschaft

spricht. Ob das Biosphärenreservat in diesen Überlegungen zur Vermarktung Mönchguts eine Rolle spiele? Im Moment fällt ihr keine ein, weder inhaltlich noch politisch.

Grauland – in den Augen von Frau Schulz ist Gager das schon länger nicht mehr. Und wenn an einem klaren Abend das Licht der späten Sonne auf die Hügel oberhalb des Dorfes fällt und die Struktur der Landschaft klar und wie in Bronze gegossen erscheint, dann kann man das auch glauben.

Acht Wochen Glück reichen nicht

Der Bürgermeister von Zirkow möchte die Urlauber länger auf der Insel halten.

Zirkow ist für viele Urlauber das Einfallstor zu den Ostseebädern Südost-Rügens. Wer von Bergen die B 196 nimmt, kann nicht anders, er muss durch den Ort. Dessen Charme nimmt aber nur wahr, wer die Bundesstraße verlässt, seinen Wagen hinter der Bushaltestelle parkt und sich die Zeit nimmt, um die Kirche zu laufen, den Museumshof zu besuchen und vielleicht auch mal ins Rügenhaus zu schauen. Nur ein kleiner Teil der Gemeinde Zirkow liegt im Biosphärenreservat. „Wir sind stolz, solch einen schönen Dorfkern mit dem kleinen Museum zu

haben, auch wenn es die Gemeinde Geld kostet. So ein Areal hat nicht jeder“, sagt Bürgermeister Volker Klemaschewski. Er lebe gerne in der Gemeinde und zwar so, wie sie sei. Und das sehen wohl auch seine Nachbarn so, denn die Bevölkerungszahl ist in den letzten Jahren recht stabil geblieben.

Da man sich beim Zuschnitt des Schutzgebietes am nördlichen Gleisverlauf der Kleinbahn „Rasender Roland“ orientierte, liegen heute nur die Ortsteile Nistelitz und Süllitz südlich der Gleise im Reservat.

Der Museumshof nahe der Zirkower Dorfkirche und im Hintergrund das stilgerecht sanierte „Rügenhaus“ geben dem Dorf ein besonderes Gepräge.



In Zirkow, gleich neben dem Museumshof, steht das Rügenhaus. Hier bietet ein Gründerkompetenzzentrum seine Dienste an. Das Projekt „Job-Motor Biosphäre“ hat in dem Haus ein Dach gefunden. Seit 1999 unterstütze diese Initiative Interessierte auf dem Weg in die Selbstständigkeit, sagt Projektleiterin Gabi Klünder.

Berufsbegleitend als Abendkurs oder mit Bildungsgutschein der Arbeitsagentur als Vollzeitkurs bietet die Bildungs-Institut Stralsund GmbH den „Jobmotoristen“ ein „Fitnessprogramm für Existenzgründer“ an. Ob Hausmeisterservice, Schokolaterie oder Heuhotel, die meisten sehen in der Selbstständigkeit eine Alternative zur Arbeitslosigkeit. Die Zielstellung sei es, nachhaltig wirtschaftende Betriebe zu etablieren.

Ihr Kollege Peter Grotjan leitet den „Junior-Jobmotor“, der 2002 in der Realschule Sellin aus der Taufe gehoben wurde. Schülerfirmen stehen hier im Mittelpunkt. Das Firmenspektrum ist breit, reicht von der Pausenversorgung „Fette Dulle“ über „Wart&Arts.AG“, die Kunst an Arztpraxen vermietet, bis zum „Mönchguter Strandkasperl Göhren“, einem Figurentheater, dessen Stück von der Bernsteinprinzessin und dem Störteufel die Feriengäste mit gehörig Lokalkolorit unterhält.

„Das wird wohl auch erst mal so bleiben. Die Erweiterung des Biosphärenreservates ist derzeit kein Thema. Da war man schon mal weiter“, meint Volker Klemaschewski, der der Zukunft gelassen entgegen blickt. Er möchte und kann die Gemeinde ohnehin nur Stück für Stück entwickeln.

Das war kurz nach der Wende anders. Vor allem die Verkehrsprobleme in der Granitz hatten sich rasant zugespitzt. Alle wollten mit ihrem Fahrzeug zum Jagdschloss hoch, „die Autos standen kreuz und quer im Wald. Da musste dringend eine Lösung her.“ Die wurde mit dem Parkplatz Süllitz gefunden, von dem aus heute der Jagdschlossexpress startet und die Besucher, die nicht laufen mögen, hinauf zum Schloss chauffiert. Der Eingriff in die Landschaft war nicht gering, einige hundert Stellplätze brauchte man schon, um das Verkehrsaufkommen aufzufangen. Daher habe man in puncto der vorgeschriebenen Ausgleichsmaßnahmen hohe Ansprüche an den Parkplatz gestellt und ihn mit Stieleichen, Schlehen und anderen Gehölzen so gestaltet, dass er sich in das Landschaftsbild einpasse. „Wir brauchen funktionierende Adern, durch die der Verkehr fließen kann. Die

mangelnde Infrastruktur ist ein wesentlicher Grund dafür, dass die Übernachtungszahlen Jahr für Jahr leicht zurückgehen.“ Dabei denkt Klemaschewski nicht in erster Linie an den Ausbau von Straßen, was man von einem Autohändler erst mal annehmen könnte, nein, er hat die Radwege im Blick. „Ein funktionierendes Radwegenetz ist wichtig für die Zukunft, wenn man die Tourismussaison ausdehnen und die Gäste länger als acht bis zehn Wochen im Sommer hier haben will. Acht Wochen Glück reichen nicht. Der Fahrradtourismus ist ein zentrales Thema. Und es genügt nicht, dass Mönchgut mit Wegen versorgt ist; das Hinterland, die ganze Insel muss eingebunden werden. Der Tourist will mehr ins Land hinein, die Natur und die Landschaft erleben.“

Die Radlerrast in dem kleinen Weiler Nistelitz, an den Gleisen der Kleinbahn in Richtung Pantow gelegen, ist für den Bürgermeister ein Schritt in die richtige Richtung. Frau Heidrun Bergmann betreibt diese von Mai bis Oktober täglich geöffnete Raststätte für Radler, bietet Kaffee oder Tee, selbstgebackenen Kuchen, allerlei Erfrischungen aber auch „erste Hilfe“ für das Rad, und im Notfall

kann man hier auch eine Nacht verbringen. Die Radlerrast Nistelitz ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Rad & Heu, einem Zusammenschluss von kleinen, ökologisch orientierten Unternehmen. Mit Radtouren, von denen eine von Stralsund bis ins Biosphärenreservat zum Naturparadies in Alt Reddevitz führt, will man eine touristische Alternative im Einklang von Ökologie und Ökonomie aufbauen. Einige von ihnen sind Jobmotoristen, wie Mutter Plüschke, Herr Naumann vom Heuhotel Altkamp oder eben Frau Bergmann, ehemalige Existenzgründer die sich gegenseitig unterstützen.

Dass die Initiative „Job-Motor Biosphäre“ im Rügenhaus in seiner Gemeinde arbeitet und sich um den Aufbau neuer Arbeitsplätze müht, freut den Bürgermeister. Das gute Leben in einer Gemeinde hänge doch in vielem davon ab, dass es Arbeitsplätze gibt, vor allem auch für die Jugend. Mit dem geplanten Wasserskiareal in den erschöpften Kiesgruben am Kapellenberg, noch außerhalb des Biosphärenreservates, soll seine Gemeinde nicht nur touristisch an Attraktivität gewinnen, sondern eben auch Arbeitsplätze – damit Zirkow auch in Zukunft lebenswert bleibt.

Volker Klemaschewski, Bürgermeister in Zirkow, blickt gelassen in die Zukunft.



Eine kleine Sammlung landwirtschaftlicher Maschinen auf dem Museumshof erzählt über die Arbeit der Bauern.



Die Deiche vor den Wiesen sind auch Kultur

Die Bewirtschaftungsgesellschaft „Mönchgut“.

Die Ernte auf den Äckern um Middelhagen ist eingefahren, die ertragsschwachen Böden des Höhenzuges zwischen Mariendorf und Göhren sind umgebrochen und die Wintersaat ist ausgebracht. Bald werden die Schafe, die jetzt noch in den Zicker Bergen, der Zickerniss oder den Thiessower Salzwiesen weiden, wie die Mutterkühe in die Ställe getrieben. Es wird etwas ruhiger werden für die Mitarbeiter der Bewirtschaftungsgesellschaft „Mönchgut“.

Ein älteres Ehepaar aus dem Dorf fragt im Büro nach Korn für die Hühner, die sie noch halten. Man könne doch nicht nur zu Hause in der Stube sitzen. Frau Meyer, drahtig und um die 60 Jahre,

macht den „ganzen Papierkram“ für ihren Mann, den Leiter des Landwirtschaftsbetriebes. Sie bittet ihre Tochter Antje Meyer-Kind, die gerade zur Tür hineinkommt, nach dem Korn zu schauen. „Ab und an komme noch jemand, um ein paar Schaufeln Futter zu holen. Hat aber nachgelassen“, sagt sie.

Die „Bewirtschaftungsgesellschaft Mönchgut m.b.H.“ wurde 1991 gegründet. Mit von der Partie waren nicht nur die Familie Meyer, sondern auch Herr Ramlin, der die Milchviehhaltung in

Sellin übernahm, und Frau Heidemann aus Groß Zicker, die sich um die Schafhaltung kümmerte. Den Stützpunkt in Middelhagen und den Milchviehbestand hatten sie von der liquidierten LPG gekauft, Land von vielen einzelnen Eigentümern gepachtet und von der EU die notwendige Milchquote akquiriert, ohne die man die Milch nicht auf dem Markt bekommt. Die Produktion auf dem Hof in Sellin hätten sie aufgeben müssen, weil die Pachtverträge nicht verlängert worden seien. Dafür wurde auf 260 Hektar eine Mutterkuhhaltung aufgebaut, sagt die

Die Eindeichung der Salzwiesen vor gut 100 Jahren war für die Bauern auf Mönchgut ein Fortschritt. Sollen die Deiche erhalten bleiben, müssen die Landwirte die Kosten für ihre Pflege tragen.





Ohne Landwirtschaft nähme die regionale Wirtschaftsstruktur Schaden, so Herr und Frau Meyer von der Bewirtschaftungsgesellschaft Middelhagen.

Tochter, die diesen Teil des Betriebes leitet. Mit den zehn Mitarbeitern bewirtschaftet der Familienbetrieb heute 1100 Hektar landwirtschaftliche Nutzflächen auf Mönchgut und hält 1200 Mutterschafe. Nach der Wende hatte man von der LPG 1000 Merinolangwollschafe gekauft und mit Fleischschafböcken, so genannten „Schwarzköpfen“, eingekreuzt. Viele Mutterschafe sind daher heute bereits Fleischschafe. Die Wolle ließe sich nicht wirklich verkaufen, sie gehe nach China. Der Transport dorthin sei billiger als in die Wollspinnerei nach Leipzig. Für die Fleischlämmer gäbe es einen stabilen Absatz. „Unser Lamm liefern wir in der Hauptsache an türkische Abnehmer.“ Eine Selbstvermarktung betreiben Meyers nicht, das mache nur Schäfer Volk in Göhren. Der habe ausreichend Tiere für diesen Markt. Ohne die Förderung, so resümiert die Familie, wäre die Landschaft hier nicht zu bewirtschaften. Die Erträge je Hektar, ob bei Grünland oder bei Getreide, würden für eine rentable Bewirtschaftung nicht ausreichen.

Die Landschaft auf Mönchgut sei auch von Landschaftsschutzdeichen geprägt, sagt Frau Meyer. Heute sichere und pflege



Schmissen die Landwirte die Flinte und nicht den Rechen ins Korn, die Landschaft Südost Rügens verlöre wichtige Gestalter.

das Land Mecklenburg-Vorpommern aber nur noch solche Deiche, die zum Schutz von Leib und Leben notwendig sind, in der Regel also jene vor Siedlungen. Deiche, die Grünland schützen, hätten die Nutzer künftig selbst zu finanzieren – in der Regel also die Landwirte. „Ein Deich, das ist doch auch Kultur“, meint die Tochter und spielt auf den Erhalt der Kulturlandschaft an, die mit dem Biosphärenreservat auf Mönchgut ja erhalten werden soll. „Als die Deiche kamen, war es eine Erlösung für die Bauern. Früher gab es eine Kuhkasse, in die die Bauern einzahlten und aus der jedem der Schaden ersetzt wurde, der ein Tier in den ungeschützten Weiden verloren hatte. Es gab da so genannte schwarze Löcher, in denen sind die Kühe einfach versunken.“ So ein Risiko wolle man heute nicht mehr tragen.

Auch in der Lobber Seeniederung, in der der Landschaftspflegeverband Ostrügen das Wasserregime ändern will, um den Moorkörper zu renaturieren, weiden Mutterkühe des Betriebes. „Wenn hier Tiere drin stehen, muss das Wasser raus aus der Wiese. Wenn die Entwässerung über die Gräben nicht funktioniert, sackt

das Wasser nicht ab und die Tiere stehen bis zum Bauch im Modder. Das tut man doch den Tieren nicht an. Haben sie mal ’ne Kuh brüllen hören, wenn das Kalb im Moor steckt? Die Traktoren brauchen auch festen Grund zum Bearbeiten und Mähen.“ Für Frau Meyer ist auch fraglich, ob man das natürliche Wasserregime

Ein Stau im Grabensystem der Lobber Seeniederung soll das Wasser zurückhalten, um die Renaturierung des Moorkörpers zu ermöglichen. Um die angemessene Stauhöhe gab es zwischen den Naturschützern und Landwirten heftige Diskussionen.





Der Eindruck täuscht: Auch wenn die Schafe mitten in Middelhagen auf der Weide stehen, die zentrale Stellung im Wirtschaftsleben der Gemeinde hat die Landwirtschaft eingebüßt.

dort überhaupt wieder hinbekäme. Die entscheidende Frage sei doch: Wie hoch kann der Wasserstand dort überhaupt sein, um die Fläche noch nutzen zu können? Pauschale Aussagen zum Pegelstand brächten doch nichts, alles hinge doch davon ab, wie trittfest und befahrbar die Flächen seien. Das müsse gemeinsam gelöst werden. Warum der Landschaftspflegeverband jetzt anfangs, die Flächen zu kaufen und die Landwirte verdränge, verstehe man nicht. Erlenbrüche und Holzwege über das zukünftige Moor, das mag ja schön sein, „aber wer soll die Pflege bezahlen, wenn die Flächen keine Pächterlöse mehr geben, weil sie kein Bauer nutzt?“

„Wir wollten und haben in der Landnutzung viel mit dem Biosphärenreservat gemeinsam gemacht“, so die Familie Meyer einstimmig. Nicht nur in der Grünlandbewirtschaftung, auch in der Schafhaltung in den Bergen bei Groß Zicker hätten sie die Haltung extensiviert, auf Düngung verzichtet und den Tierbesatz den Flächen angepasst. Ohne die Mittel aus dem Vertragsnaturschutz, so die Landwirtin, gäbe es Schafhaltung dort heute nicht mehr. Auf den mageren

Äckern bei Groß Zicker, auf denen bisher noch Roggen und Hafer angebaut wurden, lohne sich der Ackerbau wirtschaftlich auch nicht mehr. Der Boden sei nach 15 Jahren ohne Düngung ausgehungert. Jetzt mache man dort nur noch Ackergras und ließe dann die Schafe weiden.

Soll die Landschaft Südost-Rügens so erhalten bleiben, wie sie historisch gewachsen ist, müsse eine Bewirtschaftung gesichert werden und sie müsse in kompetenten Händen liegen. „Immerhin“, sagt Gerhard Meyer, der vor einer Weile ins Büro getreten ist, „sind wir hier im Betrieb vier Landwirte mit Hochschulabschluss. Da ist eine Menge Fachwissen vorhanden. Dieses Wissen sollte für einen ständigen Dialog zum Nutzen aller Bewohner und der Besucher der schönen Halbinsel genutzt werden. Auch wenn auf die Entwicklung des Tourismus der Schwerpunkt gelegt wird, sollte in den traditionellen Bereichen Landwirtschaft und Fischerei eine Wertschöpfung erfolgen, da sonst langfristig die regionale Struktur beschädigt wird.“

Die Kurverwaltung von Sellin ist in der alten Warmbadeanstalt des Ortes untergebracht. Hier konnten die Feriengäste zu Beginn des letzten Jahrhunderts im angewärmten Ostseewasser ein Bad nehmen. Eigene Bäder in den Pensionen waren damals die Ausnahme. In dem Haus ist nicht nur eines der alten Badezimmer zu sehen, sondern auch eine kleine Ausstellung zur Geschichte Sellins. Zwei ältere Damen, die eine aus Berlin, die andere aus Schleswig-Holstein, geben den Eindruck wieder, den sie vom Südosten Rügens gewonnen haben. „Die Bäderarchitektur ist beeindruckend. Das ist nicht das Moderne, wie bei uns an der Küste die Betonklötzer, die sind so hässlich. Hier ist es richtig hübsch“, schwärmt die eine. „Ich genieße es“, stimmt die Berlinerin ein, „es ist wie früher. Da war ich mit meinen Kindern oft hier auf Rügen. Das ist aber schon weit über dreißig Jahre her. Es hat sich ungemein viel getan. Es ist einfach schön, das Meer, die weißen Häuser. Aber überall die Parkplätze, das gefällt mir nicht.“ „Und dass man überall bezahlen muss“, flücht die Freundin ein, „das macht man doch nicht. Hier sind doch genug Wiesen, wo eh alles Matsche ist, da ist doch genug Platz. Hier braucht man doch ein Auto, öffentliche Verkehrsmittel sind nicht zu haben.“



Schneller, höher, weiter statt nachhaltig

Biosphärenreservate sind „Kümmerlandschaften“, die kaum jemand wirklich will – sagt Joachim Kleinke vom Kreisverband des Naturschutzbundes Deutschland.

In einem schmucklosen Zweckbau aus den 70er Jahren in der Rugardstraße von Bergen, der Hauptstadt des Landkreises Rügen, hat der Kreisverband des NABU-Rügen sein Büro. Im Treppenhaus geben Plakate und die Faltblätter in einem Ständer erste Auskunft über das meist ehrenamtliche Engagement des Verbandes auf der Insel: Artenschutzprojekte, etwa zur Rettung der Schleiereulen oder

für bessere Brutbedingungen der Rauch-, Mehl- wie Uferschwalben stehen hier auf der Agenda, auch der Erhalt der Allees oder Informationen zu ökologischen Produkten und ihren Anbietern. Die nachhaltige Fischerei, zu der die traditionellen Fangmethoden der Küstenfischer mit Reuse, Stellnetz und Langleine durchaus gezählt werden, ist ebenso ein wichtiges Arbeitsfeld. An den Wänden des langen

Flures im oberen Stockwerk hängen aneinander geheftet, dem zukünftigen Verlauf folgend, die Pläne zum Neubau der Bundesstraße 96 zwischen Stralsund und Bergen, gegen den der NABU Stellung bezieht. Stattdessen plädiert der Verband für einen sensiblen Ausbau der Strecke.

Am Ende des Ganges, in einem kleinen Raum voller Akten, hat Joachim Kleinke

Nach starkem Regen erodierter Acker bei Neuensien. In „Kümmerlandschaften“ gehörten solche Bilder der Vergangenheit an. Konsequenter Naturschutz ist für Joachim Kleinke die beste Daseinsvorsorge.





Joachim Kleinke an einer seiner frühen Wirkungsstätten, dem Naturlehrpfad um den Rugard bei Bergen.



Noch im Kleinsten sucht Joachim Kleinke den globalen Zusammenhang.

seinen Arbeitsplatz, wenn man den denn so nennen darf. Denn der Vorsitzende des NABU-Kreisverbandes Rügen ist nicht nur seit einigen Jahren Rentner, sondern auch völlig ehrenamtlich tätig.

„Gemeinsam mit den dort lebenden Menschen, wie es in den Vorgaben der UNESCO zur Arbeit in den Biosphärenreservaten heißt, können sie keine Politik für morgen machen. Das ist blauäugig.“ Die große Mehrheit der Menschen wolle auf nichts verzichten, weder zu Gunsten des Arten- und Biotopschutzes, des Landschaftsschutzes noch für den Schutz der eigenen Ressourcen und ihrer eigenen Zukunft. Lieber würde der Weg am Galgen vorbei gesucht, sagt Joachim Kleinke. „Schneller, höher, weiter heißt noch immer die Devise – und nicht nachhaltig.“ Der Naturschutz sei nicht mal mehr das fünfte Rad am Wagen. Dass wir um Restriktionen, nicht nur in Biosphärenreservaten, nicht umhin kommen, steht für ihn fest. Alles andere ist Heuchelei.“ Nur noch Fress und Gaff – der Konsument als Dauerlutscher, wie Friedrich Schorlemmer es formuliert habe, das träfe unseren Begriff von Nachhaltigkeit wohl eher.

Seine Einschätzungen kommen nicht von ungefähr. Joachim Kleinke ist Biologe und engagiert sich seit den 70er Jahren in der Umweltpolitik und für den Naturschutz. Die Universitätskarriere in Greifswald hat er verlassen, weil er die geforderte „Entwicklungskartei“ über die ihm anvertrauten Studenten nicht führen wollte. Er ging in die Praxis und arbeitete als Bodenkundler im Meliorationskombinat Rostock, das in Bergen eine Außenstelle unterhielt, an Entwässerungsprojekten in der Landwirtschaft. Dann, als 1970 das neue Landeskulturgesetz der DDR erlassen wurde, das unter anderem die Landschaftspflege zur Aufgabe machte, habe er immer wieder auf die Kluft zwischen Theorie und Praxis hingewiesen. Wie noch heute hielt er bereits damals Vorträge zur Landeskultur und versuchte, Schüler für den Naturschutz zu gewinnen, was ab Mitte der 80er Jahre „geblockt“ worden sei. Er baute dennoch den ersten Naturlehrpfad auf Rügen auf, um den Rugard herum. „Auf den Tafeln stehen Grundaussagen, die noch heute Gültigkeit haben.“ Die großen Studien aus den 70er und 80er Jahren zur Lage der Menschheit habe er alle gelesen. *Die Grenzen des Wachstums* von Meadows oder die

von US-Präsident Carter daraufhin in Auftrag gegebene Untersuchung zur Frage, wie die Wirtschaftsmacht USA als „Nummer Eins“ unter solchen Bedingungen zu halten sei, natürlich auch den Bericht der Brundtlandkommission „Unsere gemeinsame Zukunft“ – sie seien alle zu gleichen Ergebnissen gekommen: „Wir müssen nach den Sternen steuern und nicht nach den Lichtern jedes vorbeifahrenden Schiffes“, um mit Al Gore zu sprechen und sein Buch *Wege zum Gleichgewicht* nicht zu vergessen.“ Er habe sich „paradiesisch“ gefreut, als sofort nach der Wende die Biosphärenreservate eingerichtet wurden, arbeitete selbst an der Ausweisung der neuen Großschutzgebiete mit und war dann auch Mitarbeiter im Nationalparkamt auf Rügen, das auch für das Biosphärenreservat zuständig war.

Die Praxis im Biosphärenreservat – und nicht nur in dem auf Südost-Rügen – war für ihn dann ernüchternd. „Die Gesellschaft will die Biosphärenreservate nicht wirklich. Im Paragraph 1 des Naturschutzgesetzes steht: auf Dauer nachhaltig, im Paragraph 2: wenn keiner was dagegen hat.“ Er mache sich nichts vor. In den Medien mahne nichts Nachhaltigkeit an, hier würde nur angeheizt

zum Mehrhabenwollen. Jeder Abiturient wisse, dass unbegrenztes Wachstum in einem begrenzten System nicht möglich ist; dennoch schreie alle Politik, selbst in den führenden Wirtschaftsnationen, immer noch permanent nach Wachstum. „Wie wollen sie da die Menschheit retten?“, fragt Joachim Kleinke und zuckt mit den Schultern.

Dennoch: Biosphärenreservate seien eine Chance und die könne man nicht fahren lassen, sagt Kleinke. Man müsse dabei bleiben. Das Gespräch dürfe nicht abreißen. Solche freiwilligen Vereinbarungen wie die zur Befahrung der Having zwischen Wassersportlern, Anglern und Naturschützern stellten auch für

ihn einen wichtigen Anfang dar. „Wenn man nichts dafür tut, dass die bessere Entscheidung mal möglich wird, kann es nicht gelingen.“ Es gäbe keine Rezepte, auch für den Aufbau des Biosphärenreservates Südost-Rügen nicht, das wisse er. Und ohne das Reservat wäre es noch schlechter gelaufen, dann wären große Golfplätze, ein Wasserflugplatz oder die Marina im Naturschutzgebiet und wer weiß was noch längst da.

Trotz der politischen Ernüchterung, die der langjährige Naturschützer im Umgang mit Landschaft erfahren hat, gehört für Joachim Kleinke die Landschaft im Südosten der Insel zu den schönsten, die Deutschland zu bieten hat.

„Außer ihrer biologischen Vielfalt gibt es zum Beispiel aktive Kliffs, die jedes Jahr anders aussehen. In dieser dynamischen Landschaft kann man Schöpfungsakte miterleben und sehen, wie der Teig zurechtgeknetet wurde, wo die Rosinen liegen, die Streusel. Es gibt nur wenige Regionen, die das auf kleinstem Raum so einsichtig machen. Klein Zicker ist noch frei von Lärm und Farbklamauk, keine Radaulandschaft eben. Vom Bakenberg auf Groß Zicker kann ich alles zeigen, was diese Landschaft zur Einmaligkeit in Mitteleuropa macht.“ Südost-Rügen sei eine Landschaft noch ohne „Zwangshorizontverengung“ durch Mauern, Türme, Industrie. Sie sei noch einer der letzten Ruheräume; eine Rückzugslandschaft „für

Das Biosphärenreservat sollte ein Ruheraum sein „für den Teil Mensch in uns, der dieser Ruhe bedarf“. Die Dynamik naturnaher Landschaft erleben zu können, gehört für Kleinke unverzichtbar zum guten Leben dazu.





„Nur noch Fress und Gaff“ – Für den Naturschutzaktivisten ist der Massentourismus keine Option für die Zukunft der Landschaft im Südosten Rügens.

den Teil Mensch in uns, der dieser Ruhe bedarf, weil er sich durch den Klamauk verformt. Wir brauchen Landschaftsteile, die Ruhe bringen, wo man stille stehen, still sitzen kann, wo auch nicht mal ein Rad vorbeisaust. Überall alle Möglichkeiten modernen Lebens, überall Technokratie-Landschaft bieten zu wollen, das ist doch besoffen.“

Diese Ruheraumgebiete wären in seinen Augen die geeigneten Flächen für eine Diversifizierung der Landwirtschaft, mit deren Hilfe alte, sonst vergessene Kultursorten gepflegt und der Genpool bedrohter Arten erhalten werden könnte, was nach der von Deutschland unterschriebenen Biodiversitätskonvention ohnehin eine Pflichtaufgabe für uns sei. Wir würden diese „Kümmerlandschaften“ in der Landwirtschaft brauchen, in denen man nach den richtigen Wegen dafür suchen kann. „Nur weil die EU gerade Mais fördert und der bei Seedorf nicht gedeiht, will man hier einen Golfplatz?! Hier ginge auch was anderes.“

Ein Biosphärenreservat auf Rügen zu etablieren, sei offensichtlich besonders schwierig. Aber schwierig sei es überall, wenn es denn ein „ehrliches“ sein soll,

eines nach der Vorgabe der UNESCO, Modellregion zu sein für ein nachhaltiges, das heißt zukunftsfähiges Miteinander von Mensch und Umwelt, seinem Lebensraum. „Frau Merkel sagte als Bundesumweltministerin: ‚Biosphärenreservate sind ein gute Sache. Leider sind sie politisch nicht machbar.‘ Und als Bundeskanzlerin sagte sie: ‚Die Politik sollte sich aufs Modernisieren beschränken.‘ Solange das so ist, solange die Politik hilflos im Kielwasser einer zunehmend von der Leine gelassenen freien Wirtschaft schaukelt, sind Biosphärenreservate bestenfalls eine Notwendigkeit in der Warteschleife, eher jedoch ein blanker Etikettenschwindel: Kavaliertaschentücher im Overall der globalen Biosphären-Abrißarbeiter.“

Am Fuß des Lotsenturmes in Thiessow auf dem Südperd lädt eine Bank den Spaziergänger ein, die Aussicht zu genießen. Der Blick geht weit aufs Meer oder man schaut über den Großen Strand zum Lobber Ort und weiter bis zum Nordperd. Ein Paar aus München, ausgerüstet mit Feldstecher und einem großen Spektiv, hat sich hier niedergelassen, um die die ersten Zugvögel zu beobachten. „Südost-Rügen hat auf engstem Raum eine wunderbare Fülle von Natur und Kultur zu bieten. Nicht nur, dass wir hier viele verschiedene Vögel beobachten können, Singschwäne, Kraniche, die letzten Mauersegler, Adler; nein, auch die Landschaft, der Urwald auf dem Vilm, die Zickerschen Berge. Und die Romantiker, Caspar David Friedrich, Carus, dazu die Dorfkirchen, das Pfarrwitwenhaus in Groß Zicker, die Residenz Putbus – da gibt es vieles. Und obwohl das alles seit dem 19. Jahrhundert touristisches Gebiet ist, doch nicht voll geklotzt mit Hochhäusern, wie an der Nordseeküste.“



Unter Obstbäumen

Das Naturparadies Teutenberg.

Fast drei Hektar ist er groß, der 100-jährige Obstgarten von Doris Teutenberg, malerisch gelegen auf dem Höhenrücken der Landzunge Reddevitzer Höft, von wo er zum Ufer der Having hinunter reicht. Etwas außerhalb von Alt Reddevitz und ziemlich versteckt ist er gelegen, dieser älteste Erwerbs- und Sortengarten der Insel Rügen, und der einzige im Biosphärenreservat Südost-Rügen. Nimmt man vom Dorf aus den langen und einzigen

Weg Richtung Westen, um die schmale Halbinsel zwischen Having und Hagenscher Wiek zu erkunden, bemerkt man den Feldweg auf die Anhöhe rechter Hand kaum. Doch der Aufstieg ins Naturparadies Teutenberg lohnt. Es eröffnet sich ein einmaliger Fernblick ringsum auf das Biosphärenreservat: Im Norden die Having und das Jagdschloss Granitz, im Osten Göhren und die Ostsee, im Süden die Hagensche Wiek und Gager, weiter

im Südwesten der Greifswalder Bodden und am Horizont Greifswalds Kirchen und schließlich geht der Blick über die Landzunge selbst.

“Nach Wander- oder Radeltouren durch diesen Teil des Biosphärenreservates ist hier gut ausruhen auf der ‘Terrasse mit Schlossblick’ - bei Biosaft aus den Äpfeln des Gartens oder Obstkuchen mit Kaffee. Zur Obstbaumblüte im Frühling lohnt

Eine schier überbordende Fülle reifer Äpfel schmückt den Garten noch im frühen Herbst.





Journalistin, Ökonomin und nun Obstbäuerin Doris Teutenberg.

es, das Apfelblütenfest zu besuchen; der Garten mit den alten Bäumen bietet dann einen herrlichen Anblick – und der Duft und das Bienengesumm“, sagt Doris Teutenberg, die Besitzerin des Obstgartens.

Die Nutzung des Wildobstes auf der Insel spielte bereits bei den Slawen eine Rolle. Der Obstanbau kam dann mit den Zisterzienser Mönchen ins Reddevitzer Land, wie der lang gestreckte Höhenzug vom Nordperd bei Göhren bis zum Lütthöft am Ende der Landzunge heißt. 1249 hatte das Kloster Eldena bei Greifswald die „terra Reddewyze“ samt der Baaber Heide von Jaromar II. verliehen bekommen. In Alt Reddivitz bauten die Mönche einen Klosterhof, setzten einen Hofmeister ein, der das überseeische Gut in ihrem Sinne verwaltete, und riefen Bauern aus dem niedersächsischen Sprachraum ins Land, die hier Feldwirtschaft, Garten-, Hopfen- und eben auch Obstbau betrieben. Über die Jahrhunderte spielten Obstan-

bau, Verkauf und Veredelung zum Obstbrand, aber auch die Nutzung des edlen Holzes immer eine Rolle. Und egal ob der verwilderte Obstgarten auf dem Vilm, die Obstbäume in den Gärten der Bürger zu Bergen oder die fürstlichen Obstbaumspaliere in Putbus: Ihre Schönheit, vor allem während der Blüte, war bald sprichwörtlich. Sie schlug sich in der Reiseliteratur um 1800 nieder, zum Beispiel in den „Wanderungen durch Rügen“ von Karl Nernst. Auch Naturschützer sollen von ihrer Schönheit geschwärmt haben, wie um 1920 der damalige Leiter der staatlichen Stelle für Naturschutz in Preußen, Walter Schoenichen, angesichts der wilden Obstbäume auf dem Vilm.

Den Obstgarten hier bei Alt Reddevitz habe ihr Großvater angelegt, sagt Doris Teutenberg. „Als Sommerfrischler aus Schlesien kam er auf die Insel, verliebte sich, heiratete Maria, die Tochter des Dorflehrers, Heimatdichters und Freizeitarchäologen Fritz Worm, kaufte



Der Garten zieht sich hinunter bis an das Ufer der Having. Die Terrasse mit Blick hinüber zum Jagdschloss in der Granitz lädt zum Verweilen ein.

den Acker und richtete den Erwerbs- und Sortengarten ein, um die Familie zu ernähren.“ Die Journalistin und Ökonomin kehrte Mitte der 90er Jahre aus Berlin in ihre Heimat nach Alt Reddevitz zurück, um ihre Mutter zu pflegen. „Sie stand an erster Stelle. Dann mussten das Haus und die Ferienwohnungen hergerichtet werden. In den Obstgarten bin ich hineingeworfen worden und da stehe ich jetzt.“

Unterstützt vom „Job-Motor Biosphäre“ machte sie sich mit dem „Naturparadies Teutenberg“ auf den Weg in die Selbstständigkeit. Das zur Having hin abfallende Grundstück mit Blick zum Jagdschloss bot sich dafür ja an. Aber zum Ende des Berufslebens noch mal neu anzufangen ist nicht leicht. „Was hilft es, andere kämpfen ja auch und versuchen was“. Der Obstgarten und der kleine Hofladen, in dem sie ihre Äpfel, Apfelsaft und -wein, Gelee und Marmelade verkauft, sollten eigentlich das wirtschaftliche Standbein werden, das gelinge aber noch nicht.



„Rechnet sich nicht“, sagt die Ökonomin, „aber da ich mir nichts gönne, geht’s doch weiter.“ Der Mensch solle sich nicht vom Geld so fertigmachen lassen, das lohne nicht, dafür sei das Leben zu kurz.

Sicher hätte Frau Teutenberg nichts dagegen, wenn mehr Menschen ihren Apfelsaft aus ungespritzten Früchten kaufen würden, schließlich seien die Äpfel für den Menschen da, wie sie sagt. Aber

die Ökosicht fehle in der Gegend eben. Es sei toll, dass das Biosphärenreservat da ist und die Landschaft schütze, von deren Schönheit hier schon zu viel geopfert worden sei. Das Biosphärenreservat könne aber ruhig auch die Ökoflanke stärker einbringen, meint die Obstbäuerin. Mit ihrem zertifizierten Landwirtschaftsbetrieb ist sie seit 2004 Mitglied eines ökologischen Anbauverbandes. Dass hier noch Pflanzenschutzmittel auf die Äcker

gebracht werden dürfen, ärgert sie. Schon fast aus Trotz, aber auch als Zeichen, hat sie für ihre drei Hektar den Status einer gentechnikfreien Zone beantragt. Man müsse Produkte aus der Region auch in der Region anbieten und auf diese Weise etwas für die Region tun. Dafür Netzwerke zu bilden, die Touristen zu den Produzenten zu lenken – das seien lohnende Aufgaben, an denen sich ihrer Meinung nach auch die Bürgermeister beteiligen

Von Ferne eher unscheinbar überrascht das Naturparadies Teutenberg den Besucher mit einem reichen Sortiment alter Obstbaumsorten.





Ob Insektenhotel oder Pensionsbetrieb - im Naturparadies ist Platz für jeden Gast.

sollten. „Die Leute wollen doch wissen, was im Hinterland der Bäder los ist. Die Kurverwaltungen machen da zu wenig.“

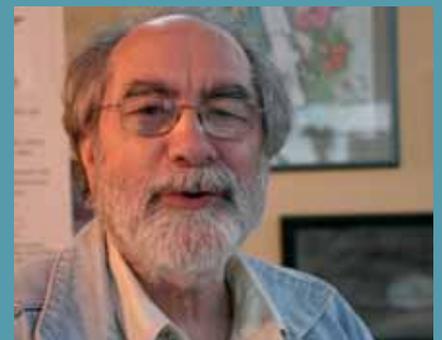
Auch in der Gemeinde selber fehle aus ihrer Sicht oft die gegenseitige Solidarität. Sie zum Beispiel organisiere jedes Jahr ein Apfelblütenfest und ein Apfelfest zur Ernte. Und die Gäste gingen doch alle unten im Dorf essen. Aber umgekehrt, dass sie ihre Gäste mal hoch zu ihr schickten... Fehlanzeige. „Die Leute müssen Power haben, was für die Gemeinschaft tun“, sagt sie und es klingt, als fühle sie sich auf ihrem Hof oberhalb des Dorfes ein wenig als Einzelkämpferin.

Aber Frau Teutenberg genießt die „unglaubliche Freiheit“, die sie hat und „die was Besonderes ist.“ Wenn sie unter den Ästen ihrer Bäume, die sich von Äpfeln voll zum Boden neigen, das letzte Fallobst sammelt oder den Hornissen zuschaut, die im alten Plumpsklo hinterm Haus ihr Nest gebaut haben, dann lässt sich erahnen, worin diese Freiheit gründet: In der Achtung vor einer Natur, die ihre Früchte darreicht und vor der Leistung der Vorfahren, die dieses Angebot nutzten, um einen Garten anzulegen, in dem man noch heute gut leben kann.

In Putbus, gegenüber der Orangerie, hält die Galerie TUSCULUM ihre Türen für Besucher offen. Hier arbeitet und lebt der Galerist, Rezitator, psychologische Berater und Kunstsammler Heinz Nied mit seiner Frau.

2003 entdeckte der gebürtige Wiesbadener, der Mitte der 90er Jahre bewusst in das Biosphärenreservat zog, das Rü-Gen. Vom Rü-Gen infiziert, suche man Ruhe und Langsamkeit, das harmonische Miteinander verschiedener Elemente und Formen, so Nied, und – rügeneriere.

Das Biosphärenreservat auf Rügen sei ein besonderer Lebensraum für das Rü-Gen, in dieser Landschaft finde sich ziemlich alles, was es für seine Vermehrung braucht. Gemeinsam mit dem Künstler Mares und dem Schmuckgestalter Stabenow hat er dem Rü-Gen und der Rü-Genfamilie Gestalt gegeben. Als Postkarten und Anhänger soll sich das Gen verbreiten und für Rügen werben.



Der schönste Rundwanderweg Deutschlands

Auf den fünf Teilstrecken sieht man beinahe alles, was das Biosphärenreservat zu bieten hat.

Fast am Ende der Baaber Strandstraße, an der Einfahrt zum „Hotel am Meer“, steht ein kaum zu übersehendes Schild, das die „Wanderfreunde SBG Rügen e.V.“ aufgestellt haben: Hier ist der Start und das Ziel des Rundwanderweges Südost-Rügen, „des schönsten Rundwanderweges Deutschlands“, wie Norbert Topel, Vereinsvorsitzender und selbst aktiver Wanderführer findet. „Überall sieht man Wasser, alles ist vielfältig, nie langweilig.

Der Wanderer sieht alles, was dieser Teil der Insel, was das Biosphärenreservat zu bieten hat“, schwärmt er. „Und man läuft wenig auf Asphalt. Wenn die Wanderfreunde zu viel darauf laufen müssen, werden sie knautschig.“

„Mensch, ihr lebt hier im Paradies!“ Viele Wanderer seien entzückt und begeistert von der Landschaft, weiß Herr Topel zu berichten, der als Pächter des Hotels am

Meer und in der kleinen Wirtschaft, die er außerdem im Garten führt, oft mit seinen wandernden Gästen ins Gespräch kommt. Man rede über die fünf Touren, die in die Zickerschen Berge, übers Reddevitzer Land, hoch zum Jagdschloss in die Granitz, die Außenküste entlang nach Binz oder ins Hinterland über Moritzdorf und Lancken bis in die Stresower Bucht führen. Er frage auch nach, ob es störende Hindernisse gäbe,

Der stille Genuss ruhiger Natur wird von vielen, vor allem älteren Wanderfreunden gesucht. Am Morgen in der Granitz ist er mit Sicherheit zu finden.





Norbert Topel, Hotelier und passionierter Wanderführer.



Das Garni-Hotel „Am Meer“ in Baabe ist Start und Ziel des 121 Kilometer langen Rundwanderweges auf Südost-Rügen.

die Markierungen noch alle sichtbar seien, Zeit gewesen sei, dem einen oder anderen Tipp zu folgen, um Land und Leute näher kennenzulernen und ob es mit den Stempeln überall geklappt habe. Jeder im Deutschen Volkssportverband organisierte Wanderfreund bekomme nämlich einen Wanderführer, so Norbert Topel, ein kleines Heft mit eingeklebter Karte, in dem die Touren detailliert beschrieben sind. Sie führen zum Beispiel an den Mönchguter Museen oder dem Windrad in der Lobber Seenniederung ebenso vorbei wie am Nonnenloch oder den Ziegensteinen. Für das leibliche Wohl werden Gaststätten empfohlen. Einige von ihnen sind auch Kontrollpunkte. Hier bekommt man einen Stempel ins Wanderheft, der gemeinsam mit den Nummern weiterer anzulaufender Kontrollpunkte bezeugt, dass man die Tour auch wirklich gelaufen ist. Ohne dem kann die Tour nicht für das internationale Volkssportabzeichen gewertet werden: Wandern ist schließlich ein Sport. „40 Rundwanderwege gibt es in Deutschland. Alle vollzukriegen ist das Ziel.“

1990 haben sich die Wanderfreunde SBG als Verein gegründet. Die Buchstaben SBG stehen für die Ostseebäder Sellin, Baabe und Göhren, in denen die heute gut 40 Mitglieder zu Hause sind. Ihre Aufgabe ist es, die Wanderwege abzulaufen und zu pflegen, je zwei sind für einen Weg verantwortlich. „Gerade in den Kernzonen des Biosphärenreservates, wo wenig oder nichts gemacht wird und auch mal ein Baum umfallen kann, ist die Kontrolle wichtig.“ Falls nötig, würden dann die Ranger des Reservates informiert, die Zusammenarbeit klappe hier auf Zuruf. Das Wegenetz sei super, man könne ohne große Vorbereitung losziehen. Manchmal verwirrten die vielen Schilder und Zeichen an den Wegen, aber eigentlich komme jeder leicht zurecht.

Es ist 10 Uhr. Herr Krassow von der Naturwacht begrüßt eine Hand voll Urlauberinnen zur Wanderung rund um Thiessow. Die Wanderung führe durch die Zone drei, die Entwicklungszone, zu der alle Siedlungsflächen und intensiv genutzten Landwirtschaftsflächen gehören, erläutert der Ranger – so nennt man die Naturwächter jetzt. Die Kernzone, in der die Natur sich überlassen bleibt und die Pflegezone, die dem Erhalt der Kulturlandschaft dient, würden nicht berührt. „Thiessow ist slawischen Ursprungs und bedeutet soviel wie Eibenort“, erläutert Herr Krassow und die Frauen hören, was er zur Siedlungsgeschichte an Fakten nennt. Dann laufen sie meist schweigend an der 1907 erbauten Mole vorbei hinauf zum Lotsenturm. 1859 wurde Thiessow zur Hauptlotsenstation Mönchguts. Der Lotsenberg sei mal vollkommen waldfrei gewesen. Heute müsse man auf den Turm steigen, um den Rundblick zu genießen. Auf dem Weg hinunter zum Ort wird einiges zur Weide- und Grünlandwirtschaft, zu Auf- und Abtriebszeiten und zum Bodenbrüterschutz gesagt. Am Thiesower Haken erläutert der Ranger die Sandbankbildung. Wie der Arbeitstag eines Rangers denn so aussähe? Von sechs bis acht Kontrollen in der Landschaft, dann Führungen oder eben Pflegearbeiten, sagt Herr Krassow. Handfeste Forstarbeit im Winter, dann würden im Wald Schleeten geschlagen, diese jungen Kiefern geschält und als Geländer an den Wegen angebracht.



Die Wanderwege im Biosphärenreservat bieten Einblicke in eine vielfältige Landschaft. Ein handliches Heft des Wandervereins beschreibt die Routen.



Einige Wege wie der Hochuferweg von Binz nach Sellin über die Waldhalle, die es leider nicht mehr gäbe, sollten nicht mehr benutzt werden: Aus Gründen des Naturschutzes, um das Steilufer zu schonen und der persönlichen Sicherheit wegen, weil Abbrüche der Uferkanten nicht auszuschließen sind. „Aber die Leute trampeln sich da durch, da hat man keine Chance, den Weg zu sperren. Die Schäden sind gering“, schätzt Topel ein und Idioten gäbe es eben überall. Das Wanderheft informiert nicht nur knapp über die Regeln des Biosphärenreservates, es heißt die Wanderfreunde bewusst in diesem von der UNESCO anerkannten Schutzgebiet willkommen und bittet sie, dem Anliegen, die seltene Natur und einzigartige Landschaft zu schützen, durch ihr Verhalten Rechnung zu tragen. „Aufgrund der Besonderheiten“, heißt es dort, „ist der Rundwanderweg vorwiegend nach Wegbeschreibung zu absolvieren.“

„Ich bin kein Grüner mit Gewalt“, sagt der passionierte Gastwirt von sich, „ich habe aber einen Blick für die Schönheit der Natur und kann sie genießen. Rügen ist einfach wunderschön. Vor allem der Strand vor Baabe bei Sturm oder wenn die Schlüsselblumen blühen auf den Zickerschen Bergen.“ Er wandere eben gern für sich und mit seiner Frau als Ausgleich

zum Stress im Beruf, wie viele andere auch. „Ein Wanderweg rund um Rügen ist ein Traum von mir.“

Aber ob er ihn sich erfüllen kann, ist fraglich. „Die eigentlichen Wanderer sind rückläufig. Oft sind es ältere Menschen. Sie kommen allein oder mit Hund, den man dann nicht überall unterbringen kann. Junge kommen nicht mehr nach, die wandern lieber querfeldein, nehmen sich irgendeine Karte und gehen los. Für so was, wie einen geführten Rundweg um Rügen braucht es aber nicht wenige

Mitstreiter.“ Derweil feilt Norbert Topel weiter an seinem Kind, dem Rundwanderweg Südost-Rügen. Viele Wanderer und Gäste, sagt er, fragten immer wieder nach aufschlussreichem Material über Land und Leute. „Über die kulturhistorischen Bezüge wird zu wenig gesagt und publiziert“, meint er. Da gäbe es noch einiges, was man den Menschen mit auf den Weg geben kann.

Die Markierungen der Wanderwege sind zumindest im Wald kaum zu übersehen.



Schüddelbüx und Dunkelschatten

Wenn die Volkskultur erst mal eingeschlafen ist, bekommt man sie nicht wieder belebt.

Am Brink in Alt Reddevitz, so wird der alte Dorfplatz an der Wegegabelung gleich am Dorfeingang genannt, steht ein karminrot geputztes Haus mit der Rückwand zur Straße. Das ist die Pokenstuw – eine Mönchguter Heimatstube, denn die gebürtigen Mönchguter nennen sich des Öfteren auch Poken. Sie gehört zum Lindenhof der Familie Pisch, die seit 1905 auf dem Hof lebt und den 1574 erstmals erwähnten Bauernhof, der aber seit 1670 freien Bürgern gehörte, in den letzten Jahren zu einem Feriendomizil umgebaut hat. Die Pokenstuw ist ein

kleiner Gemischtwarenladen, in dem die Familie Pisch den Urlaubsgästen die nötigsten Lebensmittel anbietet, vor allem frische Brötchen, aber auch eine Reihe Produkte von der Insel Rügen. Dazu gehört natürlich alles, was aus Sanddorn hergestellt wird, daneben Obstbrände, Käse und Wurst bis hin zu Rügener Verlagsprodukten. Wer möchte, kann in der Pokenstuw probieren, bevor er kauft, oder sich mit einer Kostprobe auf die kleine Terrasse der Kaffee- und Teestube im Dachstuhl setzen und den Blick über die Hagensche Wiek auf den Greifswalder

Bodden genießen. Seit das Dorf wie viele andere kleine Siedlungen keinen Konsum mehr hat, in dem beim Einkauf auch das Alltägliche beschwatzt wurde, mag man hier auch ab und an Geschichten über Land und Leute hören.

Christian Pisch, der zusammen mit seiner Frau den Lindenhof und die Pokenstuw betreibt, kennt davon eine ganze Menge, nicht nur weil seine Familie tiefe Wurzeln auf Mönchgut hat. Sein Urgroßvater Karl Pisch, der Anfang der 50er Jahre gestorben ist, war einer der letzten Trachtenträger auf der Halbinsel. „Ein stolzer Mann war er“, erinnert sich der Enkel. Zieht Christian Pisch seine Mönchguter Tracht an, steht er ihm kaum nach. Die weite, rockähnliche weiße Leinenhose, die dunkelrote Weste mit ihren feinen dunkelblauen Streifen über dem weißen Hemd, die schwarze Joppe, an der die Knöpfe blinken und schließlich Halstuch und Pottmütze verleihen auch ihm die „gewisse schlichte Vornehmheit“, von der bei dem Volkskundler Fritz Adler in seiner 1936 erschienenen Studie „Mönchgut – Das Bild einer Volkskultur auf Rügen“ die Rede ist. Die Tracht trägt Christian Pisch aber nur zum Tanz. Er leitet die Mönchguter Volkstrachtengruppe, in der sich einige Paare aus Alt Reddevitz und Umgebung zusammenfinden, um die

Frau Pisch und Herr Pisch (v.l.n.r.) in Mönchguter Tracht.





Die Mönchguter Trachtengruppe vor dem Museumsschiff „Lusie“ in Göhren. „Wir sind die Einzigen, die überdauert haben“, sagt der Leiter der Gruppe, Herr Pisch aus Alt Reddevitz.

alten Tänze zu pflegen und ein Stück Tradition am Leben zu halten und vor allem die Tracht über die Zeit zu erhalten.

Seit über 100 Jahren existiert die Gruppe. „Wir haben alles von den Generationen unserer Eltern und Großeltern übernommen und sehen uns in der Tradition von Fritz Worm und Ruth Bahls“, erzählt Pisch. Kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert hätte ein kleiner Kreis Heimatinteressierter das Verschwinden des Mönchguter Brauchtums beklagt und dem etwas entgegensetzen wollen. Zu dem Kreis gehörten der damalige Landrat von Maltzahn, Pastor Steurich aus Middelhagen und auch der Alt Reddevitzer Dorflehrer und Heimatforscher Fritz Worm. Die Aufführung der Oper „Die Rose von Thiessow“ des Danziger Kapellmeisters Franz Götze, deren Liebesgeschichte gegen Ende der französischen Besatzung Rügens 1813 spielt und die Zuhörer mit auf ein Göhrener Fischerfest nimmt, wo die alten Tänze und Lieder getanzt und gesungen werden, sei der Auslöser für das Entstehen der Trachtengruppe gewesen. Der Chor bestand damals aus Laien, die Pastor Steurich in den Liedern geschult und denen Lehrer Worm die Tänze beigebracht hatte. Die

30 Aufführungen im Göhrener Strandtheater hätten eine solch begeisterte Aufnahme erfahren, dass sich eine Laienspielgruppe gegründet habe, aus der später die heutige Trachtengruppe hervorgegangen sei. Nach 1945 übernahm es die Heimatforscherin Ruth Bahls, die in Göhren das Mönchguter Museum aufbaute, die Gruppe zu fördern.

„Wir sind die Einzigen, die überdauert haben“, sagt Pisch nicht ohne einen Hauch Wehmut. Die Reiterfestspiele, die Spinnstuw, Kinderspiele wie das „Tründelspäl“, bei dem eine Partei Buchen- oder Eichenscheiben wirft, die die andere Partei mit einem Stock zurückschlagen muss, sind verschwunden. Auch „kühle, kühle Bors“, das den Barschfang aufnimmt. Bei diesem Spiel waren die Kinder mit einer Stange bewaffnet, die sie in ein Loch stellen, in dem ein Stein lag. Sie mussten so lange den Namen des Spiels singen, bis einer „Bit!“ rief und sie ihre Stangen in vier bis fünf Meter entfernte Löcher stecken konnten, von denen es immer eines weniger gab als Kinder mitspielten, sodass ein Kind übrig blieb und nun den Stein aus dem ersten Loch schlagen musste, woran die andern es hindern sollten. Nun musste es versuchen, seinen Stock in eines

der freigegebenen Löcher zu stecken. Ein hübsches Spiel, aber alle diese Traditionen werden nicht mehr gepflegt.

Auch die Trachtengruppe zusammen zu halten sei nicht einfach. „Unsere Mitglieder arbeiten im Tourismus, das heißt den Sommer geht es voll durch, zum Üben bleiben da nur die Wintermonate, in denen wir uns alle drei Wochen treffen. Und da tanzen wir auch nicht nur. Da wird geklönt, gelacht. Das ist ein sozialer Punkt.“ Nach der Wende sei es schwierig gewesen, die Truppe beieinander zu halten. Arbeitslosigkeit und Abwanderung auf der einen, der Weg vieler in die Selbstständigkeit auf der anderen Seite waren nicht leicht aufzufangen. Dann mussten die Trachten erneuert werden, was nicht einfach war, weil das originale Material fehlte. „Wer webt denn heute noch aus Flachs Leinen und färbt es?“ Aber sie hätten es geschafft. Heute gibt es auch wieder eine Kindertrachtengruppe, das mache Mut. „Die Truppe lebt.“

Die Mönchguter Trachtengruppe finanziert sich über ihre Auftritte, für die sie mittlerweile immer ein Honorar verlangt. Sponsoren sind nicht in Sicht. Auf Dorf- und Seebrückenfesten, Einladungen der



Die Treffen mit befreundeten Volkstanzgruppen, wie dieses mit einer dänischen Gruppe von Bornholm, zählen zu den Höhepunkten im Vereinsleben.

Kurverwaltungen oder auf Veranstaltungen des Amtes treten sie auf. „Aber richtig ab geht es, wenn Musiker dabei sind“, sagt Pisch, der gern eine kleine Kapelle, wenigstens einen Akkordeonspieler, in seinen Reihen hätte. CD-Einspielungen seien so eine Sache. Mit den Volkstanzfreunden aus Schweden, die ihre Musikanten mitbrachten, wirkten die eigenen Tänze ganz anders. „Selbst der sehr ruhige, fast behäbige Schüddelbüx, der die Kargheit der Böden und die schwere Arbeit aufnimmt, gewinnt an Kraft und Ausdruck. Oder der Dunkelschatten, ein Tanz über die risikoreiche Fischerei – da ist dann mehr Leben drin, wenn die Musikanten auf die Tänzer reagieren können.“

Früher standen die Mönchguter in Tracht auf den großen Dielen der Bauernhäuser um ihre Tänzer herum, sangen die passenden Lieder und klatschten und stampften den Rhythmus. Diese Zeiten sind wohl vorbei. Gleichwohl haben Christian Pisch und seine Frau die Hoffnung, dass ihnen das Tanzen in der Gruppe noch lange erhalten bleibt. „Wenn ´s erst mal eingeschlafen ist, dann bekommt man es nicht wieder belebt“, sagt Herr Pisch, der gerne auf den Bodden hinaus-

fährt, um Energie zu sammeln. Im Winter zieht es ihn auch an die Außenküste, „ein Stück weg von zu Hause“.

Ein, zwei Tänzer – und bestimmt auch Sänger – kann die Trachtengruppe ohne weiteres noch einkleiden. Und vielleicht summt Christian Pisch, der „stolz ist, auf Mönchgut leben zu dürfen“, ja schon das eine oder andere Mönchguter Lied vor sich hin, wenn er über den Bodden schaut.

Zwei der Letzten, die auch im Alltag die Tracht trugen.
Postkarte aus dem Jahr 1953.



Ohne Landschaft geht es nicht

Nach 15 Jahren Arbeit an der Infrastruktur ist Ruhe. Nun geht es in der Gemeinde Thiessow darum, die Landschaft so zu erhalten, wie sie ist.

Thiessow ist das kleinste unter den Ostseebädern Südost-Rügens. Die typische Bäderarchitektur sucht man hier vergebens. Die Siedlung am Fuß des Lotsenbergs hat ihren dörflich beschaulichen Charakter ebenso bewahrt wie der Ortsteil Klein Zicker.

„Die Leute kommen für die Natur hierher, man muss nicht alles zupflastern“, erzählt Gisela Zorn, die seit 1992 als ehrenamtliche Bürgermeisterin die Geschicke auf dem südlichsten Teil der Halbinsel in ihren Händen hält. Nach der Wende sei man gleich daran gegangen, die technische Infrastruktur der Gemeinde zu modernisieren, habe neue Gas- und Elektroleitungen verlegt, eine zentrale Abwasseranlage installiert - die

erste auf Mönchgut. Nach und nach wurden die Strandpromenade angelegt, Parkplätze und Radwege geschaffen, ein Rettungsturm aufgestellt und schließlich der Fischereihafen im Zicker See ausgebaut. Eine Skaterbahn für die Jugendlichen fehlt auch nicht. „Jetzt ist Ruhe. Die Kredite sind zurückbezahlt. Neue Projekte sind nicht in Planung.“ Investoren, die auf den Bergen Ferienanlagen bauen wollen, fragten zwar immer wieder an. „Aber die Bürger wollen das nicht“, weiß Gisela Zorn. „Das sind Ecken, die kann man sich nicht verbauen, mit denen kann die Gemeinde arbeiten. Das sind die Orte, die die Einheimischen und die Urlauber mit der Natur in Beziehung bringen. Wenn sich die Wellen unterm Lotsenturm brechen, das ist schon was“,

schwärmt sie. „Die Millionen könnten wir auch gebrauchen, aber wir haben uns für die Landschaft entschieden“, so die Bürgermeisterin. Sie hofft, dass die Nachkommen auch so denken.

Das ist nicht selbstverständlich. Denn schließlich seien die alten Lebensgrundlagen in der Landschaft sehr schmal geworden. Die Fischerei sei nicht mehr das, was sie früher einmal war. „Heute kann kaum einer davon leben.“ Frau Zorn, die als Fischerfrau lange Jahre geholfen hat, die Heringe aus den Netzen zu puken, weiß wovon sie spricht. Die Kormorane seien schlimmer als die EU-Fangbegrenzungen, sie fressen den Jungfisch weg und die Fische in den Reusen an. Der Himmel sei schwarz, wenn sie ankämen. Selbst

Die Lotsenglocke im Empfangsraum der Kurverwaltung des Ostseebades Thiessow erinnert an eine Tradition, die den Ort mitgeprägt hat: Das Lotsenwesen. Vom Lotsenturm hat man einen Ausblick über Mönchgut wie an kaum einem anderen Ort.



wenn man dürfe, der Abschuss greife hier nicht mehr, da helfe nur noch, die Nester zu zerstören und die Brut zu verhindern. Von Februar bis Mai, Juni, in der Heringssaison, sei die beste Zeit für die Fischer und viel Betrieb im neuen Hafen. In der restlichen Zeit hätten sie nur den Beifang, und damit auszukommen, sei für die Fischer schwierig. Die Bewirtschaftung der Salzwiesen am Zicker See als Weide- und Grünland ernährt auch nur noch wenige Bauern und bietet wirtschaftlich kaum eine Alternative. Letztlich dreht sich fast alles um den Fremdenverkehr. „Vermieten tut hier fast jeder.“

Die beiden „Berge“, der Lotsenberg und der Klein Zickersche Berg, sind Anlaufpunkt für viele Gäste. Zum Lotsenturm am Südperd, von dessen Aussichtsplattform man das vielfältig gegliederte Mönchgut überblickt, die Greifswalder Oie und Usedom sieht, führt ein Wanderweg die Urlauber am Steilufer entlang. Schleeten, auf hüfthohe Pfosten genagelte schmale Baumstämme, sichern den Weg zur Steilküste hin. Früher, so die Bürgermeisterin, wurde der Weg durch die Gemeindearbeiter gepflegt. Dann wollte das Biosphärenreservat die Pflege übernehmen, aber passiert sei nichts oder

wenig. „Sie hätten doch sagen können, wir schaffen das nicht. Hier fehlt die Kommunikation.“ Um den Klein Zickerschen Berg sieht es anders aus. Von den 60er Jahren an bis kurz nach der Wende nutzte die russische Armee diesen letzten Zipfel Mönchguts. Wer heute über den Magerasen wandert, auf denen Schafe weiden, ahnt nichts von den Anstrengungen, die nötig waren, um die Hinterlassenschaften der Roten Armee zu beseitigen. Die Gemeinde hätte das nicht stemmen können. Der Landschaftspflegeverband Ostrügen riss mit Bundesmitteln die militärischen Anlagen ab und legte wieder Weideland an. Die Gemeinde habe hier absichtlich keine festen Wanderwege angelegt. „Die Besucher sollen sich hier verteilen können“, sagt Frau Zorn, die hier oben selbst öfter aufs offene Meer blickte und der untergehenden Sonne zuschaute. Wie die Sonne ins Meer fällt, genießt sie heute eher am Strand der Zickerschen Steilufer. Wenn dann die Kinder der Urlauber ihre Eltern fragen, ob es denn jetzt zischt, freut sie sich. „Für uns ist es alltäglich und trotzdem jeden Tag was Neues.“

Die Salzwiesen vor Thiessow. Bei starkem Wind drückt das Wasser aus dem Greifswalder Bodden über den Zicker See auf die Flächen. Dieses Wasserregime führt zu einer besonderen Vegetation.



Warm angezogen und eine weiße Schürze aus festem Ölzeug umgebunden, stehen die Frauen der Fischer am Pier im Hafen von Gager und filetieren die wenigen Heringe, die heute Morgen im Netz waren. Ein Bild von ihnen bei der Arbeit? „Nee, dat lat man sin“. Die Männer seien wieder rausgefahren, der erste Fang war zu mager. „Die Fischerei lohnt nicht mehr. Und ohne unsere Hilfe ginge es gar nicht“, sagen sie. Ob es in fünf Jahren hier noch eine Fischerei gibt, wenn die Pacht für die Fischerhütten und Liegeplätze hier im Hafen ausläuft, da haben sie so ihre Zweifel.

Bewahren und Bewegen

Dieser Maxime folgt Gottfried Biermann, Pfarrer im Ruhestand zu Vilmnitz.

Von Putbus kommend, der Deutschen Alleen- und früheren Bäderstraße in östlicher Richtung folgend, taucht man bald in den Schatten hoher, alter Bäume: Vilmnitz. Nicht nur das holprige, zerfahrene Kopfsteinpflaster der Ortsdurchfahrt lässt einen langsamer fahren. Das Ensemble aus Backsteinkirche und ziegelrotem Küsterhaus auf dem „Kirchberg“ linker Hand nimmt Stück für Stück den Blick gefangen. Ein weiß getünchter alter Katen mit bemoostem Reetdach duckt sich seitlich an den Hügel. Ein kleiner Park, sorgsam von einer Feld-

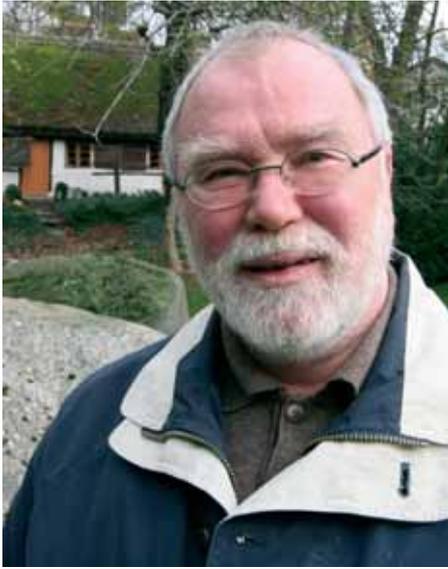
steinmauer eingefasst, grenzt auf der rechten Seite an das ehemalige Pfarrhaus. „Die Besucher erahnen, dass das ganze Areal kunstvoll gestaltet wurde und nicht überfremdet wird. Das liegt daran, dass der Natur viel Raum gelassen bleibt und heimische Naturbaustoffe hier prägend sind“, meint Dr. Biermann, der seine ganze 30-jährige Amtszeit über dieses alte Ensemble gewacht hat. So eingebunden in die alten Dorfstrukturen sei Vilmnitz ein angenehmer Ort zum Leben, Arbeiten und Wohnen. „Dass man zur Kirche hinauf und nach dem Gottesdienst von

dort wieder nach unten, in die Bewährungsfelder des Alltags geht“, hat für den promovierten Theologen einen starken symbolischen Gehalt.

Bewahren und Bewegen – von 1975 bis zum Herbst 2005 hat Gottfried Biermann seine Tätigkeit als Pfarrer der Gemeinde Vilmnitz unter diesem Leitgedanken gesehen und ausgeübt. Die fruchtbare Spannung zwischen beiden Prinzipien hat ihn interessiert und motiviert. Ihres auffordernden Charakters wegen nutzt er sie lieber als die Begriffe „Tradition“

Von Kirche und Küsterhaus, Bäumen und Feldsteinmauer geht eine Ruhe aus, die trotz des dichten Verkehrs durch den Ort den Besucher schnell umfängt.

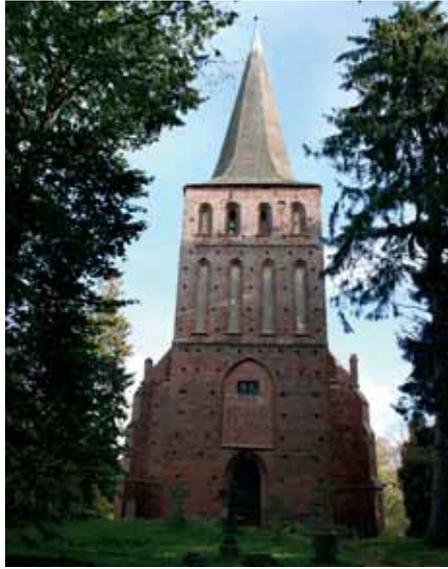




Man bleibt auch geistig nicht unberührt von der Landschaft in der man lebt. Pfarrer im Ruhestand Dr. Gottfried Biermann.

und „Entwicklung“. Nicht kurzfristige, starke Eingriffe, die abrupt Neues schaffen, sondern geschichtlich Bewährtes bewahren und lebendig halten, um aus diesem Wurzelgrund Neues wachsen zu lassen – in diesem Sinn könne die Kirche wichtige Anstöße geben. „Selbst mit der Christianisierung wurden die Umbrüche nicht radikal vollzogen“, betont Gottfried Biermann und verweist darauf, dass viele Kirchen auf ehemals heidnischen Kult(ur)stätten errichtet wurden. „Das bedeutet doch, dass alte Traditionen und Inhalte bewahrt, weitergeführt und neu gefüllt werden sollten. Die vom Festland kommenden deutschen Siedler kamen ja nicht in einen ‚luftleeren‘ Raum, sondern in einen alten Kulturraum. Rügen war so etwas wie ein Schmelztiegel, in dem durch Bewahren und Bewegen Altes zu neuem Dasein entbunden werden konnte. Dieser Gedanke ist auch historisch und kulturgeschichtlich ableitbar.“

Auch in der Geschichte der Kirche zu Vilmnitz spiegelt sich dieses Verständnis wider. Die erste urkundliche Erwähnung der „Parochi Vylmenytze“ stammt aus dem Jahr 1249. In dieser Urkunde wird ein Erbstreit zwischen Borante de Borantenhagen, einem Ahnherren der



Die Kirche zu Vilmnitz ist der älteste deutsche Kirchenbau auf Rügen.

späteren Familie zu Putbus, und dem Rügenfürsten Jaromar II. geregelt. Dort heiße es, so Biermann, dass die Parochi Vylmenytze schon von des Borantes Vorfahren errichtet worden sei. Damit reicht die Existenz der Parochi Vilmnitz sicher in das 12. Jahrhundert zurück, möglicherweise knüpft sie direkt an die Zeit der Christianisierung nach 1168, dem Fall der slawischen Tempelburg Arkona, an.

Die Kirche zu Vilmnitz wurde zum Mittelpunkt des religiösen Lebens im Süden der Insel. Bereits seit dem frühen 14. Jahrhundert ist die Kirche als Grablege der Familie Putbus belegt. Durch die Jahrhunderte hindurch wurden die Angehörigen der Familie hier getauft, getraut und bestattet, selbst dann noch, als der kleine Ort Putbus, von Fürst Wilhelm Malte zur Residenzstadt ausgebaut, 1840 eine eigene Pfarrstelle erhielt und schließlich 1891 mit dem Umbau des Spielsaals zur Schlosskirche ein eigenes Gotteshaus errichtet wurde. Diese Tradition riss erst 1945 mit der Enteignung der Familie zu Putbus ab. Franz von Putbus, der damalige Vertreter der Familie, versuchte, sie nach der Wende wieder aufzunehmen und auf Rügen heimisch zu werden – scheinbar ohne Erfolg. Er forderte die

Binz, das größte unter den Ostseebädern Rügens, liegt am nordöstlichen Rand des Biosphärenreservates. Zur Gemeinde gehören nur kleine Stücke der Granitz und der Küste, daher gäbe es nur wenige Berührungspunkte mit dem Schutzgebiet. Inwieweit der doppelte und dreifache Schutz durch Biosphärenreservat, Naturschutz- und FFH-Gebiete für die Zukunft erforderlich ist, sei zu überlegen, meint die stellvertretende Bürgermeisterin Frau Reimer.

Die Touristen des Ostseebades, weiß sie, schätzen die herrliche Natur der Zickerschen Berge, die Sanftheit der Hügel zwischen Seedorf und Moritzdorf, die Aussicht vom Jagdschloss über die Granitz, überhaupt die Flora und Fauna Südost-Rügens. „Das besondere Kümmern um die Landschaft sollte erhalten bleiben. Aber das Naturerlebnis allein genügt dem Gast nicht mehr.“ Die Gemeinde plane unter anderem einen Golfplatz am Rand des Biosphärenreservates und möchte die alte Anlage des Schützenvereins als modernes Freizeitensemble in der Granitz wiederbeleben. „Die Insel lebt weitgehend vom Tourismus. Die Menschen, Arbeitsplätze sollten im Mittelpunkt stehen. Schonende Eingriffe in die Natur müssen zugelassen werden.“ Hier erwarte man die notwendigen Kompromisse. Und die gesetzlichen Ausgleichsmaßnahmen für solche Eingriffe seien umfangreich.

„Für die Gemeinde bestehe keine wirkliche Notwendigkeit, dem Biosphärenreservat beizutreten. Die Naturflächen, die Binz hat, sind geschützt.“





Landbesitz war und ist wichtig für eine funktionierende Kirchgemeinde. Ihn gilt es zu bewahren. Die Ländereien sind an Landwirtschaftsbetriebe in der Nachbarschaft verpachtet.

Rückgabe von Grund und Boden, um den Familienbesitz zu bewahren und in die Entwicklung von Rügen zu investieren, wie es seine Vorfahren immer getan hatten. Die Rückforderungsansprüche erregten bei vielen Unverständnis und Ärger. Sie wurden schließlich gerichtlich abgewiesen. Dennoch ließ er sich nach seinem Tod im April 2004 auf dem alten Friedhof in Vilmnitz, gegenüber der Fürstengruft bestatten. „Das geschichtliche Erbe war ihm sehr wichtig, der Ort seiner Bestattung Ausdruck seiner Verbundenheit mit Rügen, insbesondere zu Putbus und der Kirche zu Vilmnitz“, kommentiert Gottfried Biermann diese Entscheidung und fügt hinzu: „Die Spannung zwischen Bewahren und Bewegen lässt sich an der Vita des Franz zu Putbus geradezu ablesen. Er hat sie ertragen und sich ihr gestellt.“ Es sei wohl ein Fehler gewesen, auf der Rückgabe des ganzen ehemaligen Besitzes zu beharren, resümiert Dr. Biermann die Geschichte, und es sei „sehr bedauerlich, dass die Gemeinde Putbus und überhaupt eine unsensible Politik nach der Wende das Potential dieser Familie für eine gemeinsame Zukunft nicht zu nutzen verstand. Vergisst man das Bewahren, wie in der Wende

1989/90, dann besteht die Gefahr, dass die neue Entwicklung geschichts- und gesichtslos wird.“

Für Gottfried Biermann ist die Kirche eine Institution, in der langfristig und weiträumig gedacht wird und die daher ruhiger und besonnener – eben „nachhaltig“ agiert. In seinen Augen ist dies gerade im Blick auf die Landschaft wichtig. „Die Kirche ist Träger und Verwalter von nicht wenig Grundbesitz. Damit kirchliches Leben funktionieren konnte, wurde Grund und Boden gebraucht und durch die Jahrhunderte bewahrt.“ Kontinuität im Wandel der Zeit sei sehr wichtig, deswegen verkauft die Kirche in der Regel auch kein Land, es sei denn, dass der Erlös wiederum in den Erwerb von Land fließt. Die Äcker und Wiesen der Kirchgemeinden sind langfristig an Landwirtschaftsbetriebe verpachtet, kleinere Splitterflächen auch an so genannte „Mondscheinbauern“.

Übertrage man den Leitgedanken von Bewahren und Bewegen ins Theologische, so Dr. Biermann, gelange man heute zwangsläufig zur Aufgabe, die Schöpfung zu bewahren. Als Beispiel erinnert er



Die letzte Ruhestätte von Franz zu Putbus. Bewahren und Bewegen – für ihn, dessen Familie die Landschaft um Putbus prägte, wurde diese Aufgabe zu einer Bürde.

daran, dass vom Biosphärenreservat Anfang der 90er Jahre an die Kirchgemeinde herangetragen wurde, die Nutzungsintensität auf den Grünflächen in der Freetzer Niederung und bei Muglitz zu ändern. Die intensive Melioration und Nutzung in der Vergangenheit hatte die Flora und Fauna hier stark verändert. Nun sollten das Stauwehr und die Staumauer zurückgebaut, Überschwemmungen wieder zugelassen und so die alten Feuchtwiesen renaturiert werden. „Der Gemeindegemeinderat hat für seine Flächen dazu ja gesagt, weil der Ansatz sinnvoll erschien und auch finanziell keine Einbuße bedeutete, denn die Flächen wurden ja weiterhin genutzt, nur weniger intensiv als zuvor.“



Nabe an der Idylle. Den Bauernkaten hat sich ein Bildhauer hergerichtet.



Die Gewinne aus dem Solarstrom fließen in den Erhalt der Kirche.

In seinen Pachtverträgen hat der Gemeindegemeinderat festgeschrieben, dass in bestimmten Zeitabständen die verpachteten Flächen kontrollierend zu begehren sind und geschaut wird, ob die Pächter pfleglich mit den Flächen umgehen. Ist dem nicht so, werden zum Beispiel Schadstoffe zu lange an einer Stelle gelagert, kann durch Monokulturen der Boden nicht genügend ausruhen oder werden Flächen gar nicht bewirtschaftet und verunkrautet, dann können die Verträge auch vorzeitig gekündigt werden. „Wie der Mensch brauche auch die übrige Schöpfung angemessene Ruhe“, betont Pfarrer im Ruhestand Biermann. Er weist auf das Dritte Gebot und den Gedanken des Sabbatjahres hin, die unverzichtbare Werte der Bibel darstellen, die es zu bewahren gilt. Dass die Kirchgemeinde darüber hinaus auch andere Zeichen für den behutsamen Umgang mit der Schöpfung zu setzen versteht, zeigt die Schautafel am Ausgang zur Kirche: Sie zählt, für jeden Besucher sichtbar, die erzeugte Menge Solarstrom, den die Sonnenkollektoren auf dem Pfarrhausdach und einem Nebengebäude ins Netz speisen.

Kirche, Pfarrhof und Park, die hohen alten bergenden Bäume, die spürbare Ruhe – all dies gibt diesem Ensemble etwas von einem friedlichen, ja heiligen Ort. Der Geist der Landschaft ziehe bei einem selber ein Stück ein, wenn man hier lebe. Wenn der Raps unter blauem Himmel goldgelb blühe und in der Ferne das Meer sichtbar wird, dann würden auch die Elemente Wasser, Erde, Luft in

ihrem Zusammenhang bewusst. „Wenn das wahrgenommen werden kann, dann wird es von vielen als himmlisch schön empfunden. Es ist eben der besondere Zauber Rügens.“

Bewahren und Bewegen – anschaulicher lässt sich der Gedanke Biermanns kaum illustrieren. Die Kirche in Göhren auf dem Speckbusch wurde neben das Hügelgrab gebaut.



HERAUSGEBER

Amt für das Biosphärenreservat Südost-Rügen
Blieschow 7a
18586 Lancken-Granitz
Tel. 03 83 03 - 88 5-0
Fax. 03 83 03 - 88 5 88
poststelle@suedostruegen.mvnet.de
www.biosphaerenreservat-suedostruegen.de

TEXT UND REDAKTION

Lars Fischer und Kenneth Anders
Büro für Landschaftskommunikation
www.landschaft-im-wandel.de

GESTALTUNG

Claudia Fischer - Gestaltungen
www.cloudfish.de

GESTALTUNGSKONZEPT

MetaDesign AG, Berlin

FOTONACHWEIS

Soweit die Bildautoren nicht ausgewiesen sind,
liegen die Bildrechte beim
Büro für Landschaftskommunikation
S. 14, S. 55 u., S. 61 u., S. 89 u., S. 95:
Museum Mönchgut
S. 34 o., S. 36, S. 46 u., S. 57, S. 74 u., S. 91:
Amt für das Biosphärenreservat Südost-Rügen
S. 41 u.: LPV Ostrügen e.V.
S. 87, 88, 89: Familie Pisch

DRUCK

Rügendruck GmbH Putbus
Gedruckt auf Umweltschutzpapier

REDAKTIONSSCHLUSS

2007

